



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

30. JAHRGANG

3 | 2001





Seeseitige Ansicht der Gred in Überlingen nach der Sanierung 1998.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

3 / 2001 30. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheuber-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
E-mail: nachrichtenblatt@landesdenk-
malamt-bw.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Überlas-
sung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

*Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kosten-
los bei der Geschäftsstelle
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.*

Inhalt

- 105 Editorial
Dieter Planck / Jürgen Zieger
- 107 Das Gredgebäude in Überlingen
Volker Caesar
- 115 Hohenlohe als Residenzlandschaft
Städtebau und Landschaftsgestaltung
im 18. Jahrhundert
Volkmar Eidloth
- 126 Gesamtanlage Weikersheim
Martin Hahn
- 132 Der Heidelberger Spitalfriedhof
Einblick in das
mittelalterliche Gesundheitswesen
Joachim Wahl
- 139 Zwei neu entdeckte spätmittel-
alterliche Firstständerbauten
Gärtringen, Kirchstraße 20, und Go-
madingen-Dapfen, Oberdorfstraße 46
Stefan Uhl
- Ortstermin
- 145 Ein Gemmenkreuz aus Sandstein?
Das spätromanische Portal an
St. Leodegar in Grenzach, Kr. Lörrach
Dagmar Zimdars
- 147 Ein romantisches Portal
Evangelische Pfarrkirche in Herren-
berg-Gültstein (Kr. Böblingen)
Judith Breuer
- Denkmalporträt
- 148 Ein freundliches Schulhaus
Ehemalige Dorfschule in Albstadt-
Lautlingen (Zollernalbkreis)
Michael Ruhland
- 149 Wissen ist Macht
Ein Realschulgebäude in Albstadt-
Ebingen (Zollernalbkreis)
Michael Ruhland
- 150 Ein kindgerechter Schulbau
Die Heusteigschule in Stuttgart
Judith Breuer
- 153 Flaggen wechseln!
Architektonische Moderne
im Nationalsozialismus
Claudia Dutzi
- 155 „Das schönste Haus im Ort“
Dorfschule in Neubulach-Liebelsberg
(Kreis Calw)
Mechtild Ohnmacht
- 157 Pour les enfants de la patrie
Französische Grundschule
in Baden-Baden
Clemens Kieser
- 159 Die gläserne Schule
Neuwiesenschule in Ravensburg
Michael Ruhland
- 161 Hirtenschulen
im Hochschwarzwald
Münstertal
(Kreis Breisgau-Schwarzwald)
Wolfgang Kaiser /
Gitta Reinhardt-Fehrenbach
- 162 Strenges Formenspiel
Die Walter-Erbe-Realschule
in Tübingen-Derendingen
Michael Ruhland
- 164 Ausstellungen

Editorial

Zur 7. Jahrestagung der European Association of Archaeologists (EAA) in Esslingen am Neckar

Im September findet zum siebten Male die Jahrestagung der European Association of Archaeologists (EAA) statt. Das Landesdenkmalamt und die Stadt Esslingen als Organisatoren dieses großen internationalen archäologischen Fachkongresses dürfen in diesem Jahr zum ersten Mal die Fachkollegen und Gäste der EAA in Deutschland begrüßen. Nach Städten wie Santiago de Compostela, Riga, Ravenna, Göteborg, Bournemouth und Lissabon reiht sich nun Esslingen ein in die Liste bedeutender europäischer Tagungsorte, denen in den kommenden beiden Jahren Thessaloniki und St. Petersburg folgen werden. Gerade die Internationalität und der europäische Gedanke, der nicht an den politischen Grenzen der Europäischen Union halt machen darf, stehen bei diesen Jahresversammlungen an erster Stelle und spiegeln sich auch in der Wahl der Tagungsorte wider.

Mit der Stadt Esslingen wurde ein Veranstaltungsort mit einem Ambiente gefunden, das Archäologie, Geschichte und Moderne in einem ausgewogenen Spannungsbogen von der Vergangenheit bis in die Gegenwart vereint. Das reiche kulturelle Leben der Stadt vor der Kulisse des hervorragend erhaltenen mittelalterlichen Stadtbildes wird anlässlich des Kongresses noch eigens durch ein vielseitiges Rahmenprogramm ergänzt und bereichert werden.

Während des Kongresses vom 19. bis 23. September 2001 werden über 500 Wissenschaftler aus ganz Europa zusammenkommen, um aktuelle Probleme und wissenschaftliche Fragestellungen archäologischer Forschung zu diskutieren. Dabei steht der internationale fachliche Erfahrungsaustausch an erster Stelle. In über 40 Arbeitssitzungen und Diskussionsrunden werden Themen der aktuellen Forschung, aber auch berufs- und ausbildungsorientierte Probleme der Archäologie vorgetragen und diskutiert. Fragen etwa nach der Archäologie und ihrer gesellschaftlichen Stellung, Verbreitung und Zugänglichkeit archäologischer Daten, Pflege und Nutzen von Denkmalarouten, Theoriediskussionen in der archäologischen Forschung, quantitativen Auswertungsmethoden, Forschungsgeschichte und Neuen Medien als Vermittler archäologischen Wissens werden von internationalen Spezialisten vorgestellt und erörtert. Zur Tagung erscheint eine Publikation, die der Fachwelt die Zusammenfas-

sungen der meisten Vorträge an die Hand gibt und damit als Sammelband den Stand archäologischer Forschung weit über die Tagung hinaus dokumentiert.

In einer Postersession werden internationale Projekte vorgestellt und diskutiert werden können. Schließlich seien die Exkursionen zu zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen im Land nicht vergessen, die gerade für die ausländischen Gäste einen Einblick in die faszinierende Archäologie Südwestdeutschlands und die Arbeit des Landesdenkmalamtes bieten können.

Am Tagungsort in der Fachhochschule für Technik in Esslingen werden ferner eine Reihe von Ausstellern neben zahlreichen aktuellen Fachpublikationen auch neueste archäologische Dokumentationstechniken präsentieren. Auf diese Weise kann sich das Fachpublikum über modernste, computergestützte Vermessungs- und Ausgrabungstechnik ebenso wie über Visualisierungsmöglichkeiten archäologischer Befunde informieren.

Anlässlich des Kongresses wird die Kreissparkasse Esslingen-Nürtingen eine Gedenkmedaille in Silber prägen, auf der sich Motive des mittelalterlichen Esslingen zusammen mit dem Kongresslogo und dem Logo der EAA finden. Diese Medaille wird in limitierter Auflage am Veranstaltungsort erhältlich sein.

Zum dritten Mal wird während der Tagung der „European Archaeological Heritage Prize“ für herausragende Leistungen beim Schutz und bei der Präsentation archäologischer Denkmäler Europas verliehen.

Ohne die Unterstützung zahlreicher Sponsoren wäre die Durchführung der Tagung im geplanten Rahmen nicht realisierbar gewesen. So ermöglicht die Zusage großzügiger Summen, etwa von der Stiftung Kreissparkasse Esslingen-Nürtingen, der Robert-Bosch-Stiftung oder der Wenner Gren Foundation in New York, für zahlreiche europäische Wissenschaftler die Gewährung von Reise-Stipendien und trägt somit entscheidend zum internationalen Charakter der Tagung bei.

Das eingangs erwähnte kulturelle Rahmenprogramm in der Stadt Esslingen bietet die Möglichkeit, auch die interessierte Öffentlichkeit an den Ergebnissen archäologischer Forschung teilhaben zu lassen und die Vergangenheit in mannigfaltiger Art und Weise zu begreifen. Zu diesen über 50 speziellen Veranstaltungen gehören wissenschaftliche Vorträge zur Archäologie und Stadtgeschichte Esslingens, die in der Vortragsreihe „Stadt-Findung“ zusammengefasst sind.

Die alte Reichsstadt Esslingen am Neckar weist nicht nur eine sehr schöne und vollständige historische Bausubstanz mit der ältesten Häuserzeile mit Fachwerkhäusern aus dem 14. Jahrhundert auf, sondern sie besitzt auch ein sehr umfangreiches „Archiv“ archäologischer Substanz im Untergrund – gewissermaßen unter dem Straßenpflaster. Nicht zuletzt deshalb hat die Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Esslingen einen ihrer Schwerpunkte. Aus diesem Grunde zeigt das Landesdenkmalamt anlässlich der EAA-Tagung erstmals eine umfassende Ausstellung zur mittelalterlichen Geschichte Esslingens auf der Basis der archäologischen und historischen Quellen. Diese Ausstellung, zu der auch ein Begleitband erscheint, wird im jüngst renovierten Alten Rathaus der Stadt Esslingen am Marktplatz gezeigt werden. Aber auch Konzerte, Stadtführungen und Theateraufführungen gehören gleichermaßen zum kulturellen Rahmenprogramm des Kongresses und wollen allen Interessierten in möglichst vielfältiger Art und Weise die Vergangenheit der freien Reichsstadt nahebringen. Als ganz besonderer Leckerbissen sowohl für die

Kongressteilnehmer als auch für alle anderen an der Archäologie Interessierten darf das archäologische Filmfestival im Kommunalen Kino der Stadt Esslingen gelten. Über 50 Dokumentar- und Spielfilme beleuchten die unterschiedlichsten Facetten archäologischer Forschung und Imagination.

Wir wünschen dem Kongress und allen seinen Teilnehmern fruchtbare Diskussionen und zahlreiche neue Erkenntnisse und laden gleichzeitig alle Interessierten ein, am abwechslungsreichen Rahmenprogramm teilzunehmen.

Prof. Dr. Dieter Planck

Präsident

des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Mörikestraße 12

70178 Stuttgart

Dr. Jürgen Zieger

Oberbürgermeister der Stadt Esslingen am Neckar

Neues Rathaus

Rathausplatz 2

73726 Esslingen am Neckar

Das Gredgebäude in Überlingen

Die Überlinger Gred (Gred, älter Grede, gret; graet...: Lager-, Kaufhaus, wo Getreide, als auch andere Ware gekauft, abgewogen und verkauft wird, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1911) ist ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Sie wurde bereits 1936/37 auf der Grundlage der badischen Landesbauordnung unter Schutz gestellt. Die Stadt Überlingen besitzt innerhalb ihrer historischen Altstadt mehrere großvolumige Kulturdenkmale, die unzureichend genutzt waren oder leer standen und zum Teil erhebliche Baumängel aufwiesen. Seit Beginn der 1990er Jahre wurde daher mit Nachdruck nach geeigneten Nutzungen und Interessenten für diese Bauten gesucht, um deren Sanierung betreiben zu können. Nachdem die Stadtbücherei im sanierten Gebäude des „Spitaltorkels“, die Leopold-Sophien-Bibliothek und das Kulturamt im sanierten „Steinhaus“ ihre neue Heimat gefunden hatten, konnte 1997/98 die Instandsetzung der nun freigeräumten „Gred“ folgen. Die Umsetzung ähnlicher Konzepte für die drei Gebäude der „Seeschulen“ und der ehemaligen „Kapuzinerkirche“ steht noch aus.

Volker Caesar



Der Überlinger Kornhandel

Auf die Existenz eines Kornhauses in der freien Reichsstadt lässt sich erstmals aus dem Erlass einer Gredordnung durch den Überlinger Rat im Jahre 1421 schließen. Das heutige Erscheinungsbild der Gred geht allerdings auf den 1788 erfolgten Umbau durch Franz Anton Bagnato aus Altsachsen zurück. Zum 200. Baujubiläum dieser neuen Gred hat Gerda Koberg 1988 die Geschichte des Überlinger Kornhandels und seine Bedeutung für den Wohlstand der Stadt in einem Aufsatz gewürdigt. Hinter dem dominierenden Weinbau hatte der Kornhandel über Jahrhunder-

te als bedeutender Erwerbszweig einen Anteil von fast einem Fünftel an den städtischen Einnahmen. Mit Gredmeister, Marktversehern, Unterkäufern und Gredknechten waren zeitweise bis zu 100 Personen im Überlinger Kornhaus beschäftigt, um Handel und Umschlag des Getreides aus dem oberschwäbischen Hinterland, von den Fuhrwerken auf die Lastschiffe, zu bewältigen.

Die Gred im Stadtbild

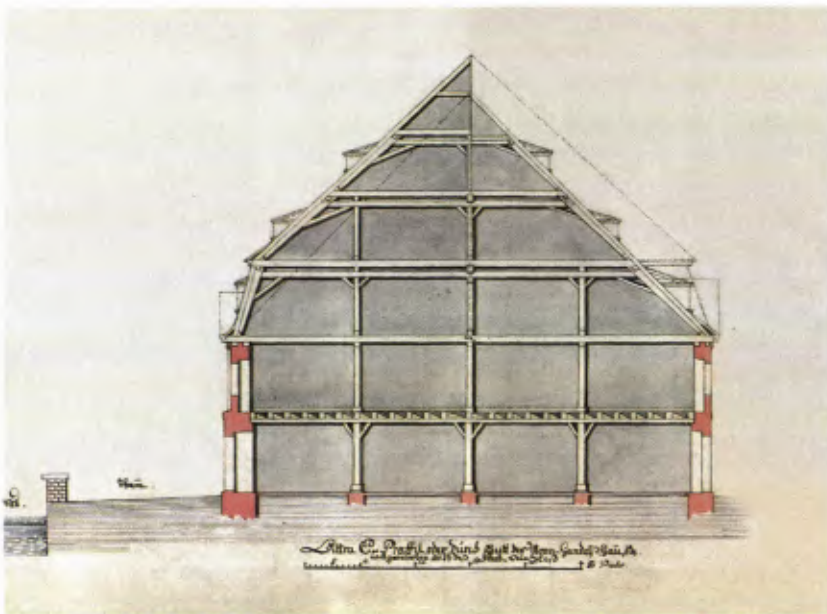
Das breit gelagerte Gredgebäude zeigt in seinen Detailformen den Übergang vom Barock zum Klassizismus. Die zwei steinernen Geschosse wer-



1 Überlingen, Belagerung durch die Schweden 1634. Jacob Philipp Mayer, 1670, Stadtmuseum Überlingen. In der Mitte der Seefront der dreigeschossige Stufengiebel der mittelalterlichen Gred mit vorgelagerter Schiffslände.



2 Gred mit Schiffslände und Dampf-Lastschiff auf einer Aufnahme von 1870.



3 Gebäudequerschnitt. Originalplan von Franz Anton Bagnato 1788. Stadtarchiv Überlingen. Bagnato stellte sowohl das ausgeführte Walmdach als auch eine Mansarddach-Lösung zur Auswahl.

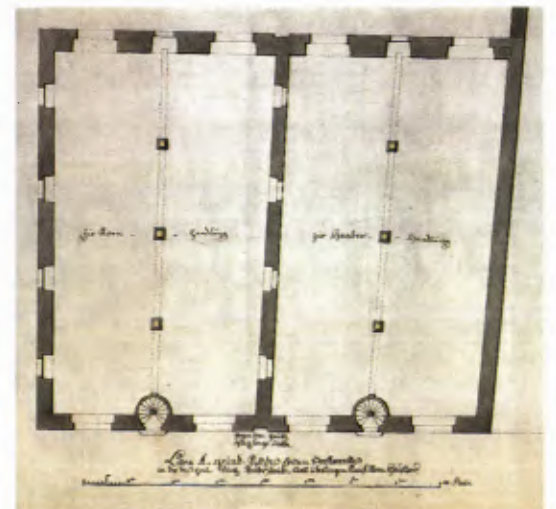
den von einem hohen Vollwalmdach überdeckt. Mit ihrem Standort übernimmt die Gred die Rolle eines baulichen Bindeglieds zwischen der Hofstatt, dem wichtigsten städtischen Markt, und der Schiffslände. Die rund 33 Meter breite See-front wird durch einen Segmentgiebel betont, der die Schiffsreisenden mit dem Überlinger Stadtwappen begrüßt. Die Fassade zur Hofstatt ist mit einem Dreiecksgiebel geziert, dessen plastischer Korngarbenschmuck ein Ovalfenster umrahmt und auf die historische Funktion des Handelshauses hinweist. In diesem Fenster hängt heute wieder die 1655 von Leonhart Rosenlecher in Konstanz gegossene Gredglocke. Obergeschoss und Schmalseiten des Bauwerks besitzen gleichmäßige Fensterreihungen. Die West-

4 Erdgeschoss-Grundriss. Originalplan von Franz Anton Bagnato 1788. Stadtarchiv Überlingen. Die Wendeltreppen liegen auf der Stadtseite zur Hofstadt.

fassade zum Landungsplatz erhielt ihre Fenstergliederung jedoch erst nach dem 1857 erfolgten Abbruch der hier ehemals angrenzenden Spitalgebäude. Im Erdgeschoss der See- und Hofstattfront dominieren je vier große, rundbogige Toröffnungen, zu denen sich auf der Stadtseite noch die beiden besonders hervorgehobenen und verzierten Zugänge zu den inneren Wendeltreppen gesellen.

Die innere Gliederung

Der leicht verschobene, rechteckige Grundriss der Gred besteht in beiden Geschossen aus je zwei durch eine massive Mittelwand getrennte Einheiten. Die Deckenbalkenlagen werden jeweils durch einen Mittelunterzug und drei mächtige, profilierte Holzstützen getragen. Die beiden großen Erdgeschosshallen für den Getreidehan-





5 Ansicht der Gred, 1993.

del („Zur Korn-Handlung“, „Zur Haaber-Handlung“) enthielten außer den ins Obergeschoss führenden Wendeltreppen ursprünglich keinerlei Untergliederung. Dagegen waren im Obergeschoss entlang der nördlichen Längswand mehrere abgetrennte Raumeinheiten für das Gredpersonal ausgesondert („Stube der Handle(u)then“ und „messleuthen, Handlungs Schreibzimmer, Kammer“). Hinter der seeseitigen Außenwand des westlichen Obergeschosses waren außerdem die Wohnräume des Gredmeisters aufgereiht, die jedoch dem Einbau der Stadtbücherei in den 1970er Jahren zum Opfer fielen. Die übrigen Flächen des Obergeschosses wie auch die drei Böden des Dachwerks dürften sämtlich als Schüttböden für Getreide gedient haben. Aus den vollständig erhaltenen Entwurfsplänen Bagnatos von 1787 für den Um- und Neubau der Gred lässt sich ablesen, dass die Bauausführung diesen Plänen bis auf wenige Abweichungen gefolgt ist.

Bagnato als Generalunternehmer

Franz Anton Bagnato (1732–1810) ist der Sohn des berühmteren Johann Caspar Bagnato (1696–1757), Baudirektor des Deutschordens für Elsaß und Burgund. Nach dem Tod des Vaters wird Franz Anton dessen Nachfolger. Vater und Sohn Bagnato waren nicht nur Architekten und Baumeister sondern im heutigen Sinne auch Generalunternehmer, die mit einer eigenen Truppe von Handwerkern und Baukünstlern auftraten, diese selbst entlohnten und die Gesamtkosten von der Planung bis zur Ausführung direkt gegenüber ih-

ren Bauherren abrechneten. Während wir mit dem Vater Johann Caspar Baumaßnahmen wie Schloss Altshausen, die Schlosskirche Mainau, das Untere Tor in Salem und nicht zuletzt das Kornhaus des Klosters St. Gallen in Rorschach (1749) verbinden, ist uns der Sohn Franz Anton Bagnato u. a. für die Fertigstellung des Neuen Schlosses sowie weitere fürstbischöfliche Bauten in Meersburg überliefert.

Um- und Neubau 1788

Beim Bau der Gred 1788 war Bagnato offenbar einem ähnlichen Zeitdruck ausgesetzt, wie 210 Jahre später der Architekt bei der jetzigen Instandsetzung und Umnutzung.

Nachdem 1787 ein von der Stadt Überlingen selbst betriebener Erweiterungsbau der alten Gred mit dem Einsturz des neuen Daches scheiterte, beschloss der Stadtrat am 7. Februar 1788, den Auftrag für Bauplan und Kostenanschlag an Franz Anton Bagnato zu vergeben. Am 3. März wurde der Bauvertrag geschlossen. Bereits am 7. April trafen der Bauführer und seine Gesellen in Überlingen ein. Nach nur sechs Monaten im Oktober 1788 war das Bauwerk weit gehend fertiggestellt.

Bei seiner Planung verfolgte Bagnato einen kostengünstigen und praktischen Lösungsansatz. Er verdoppelte den Gebäudeumriss der mittelalterlichen Gred und bezog den vorhandenen Baukörper in seinen Neubau ein. Die ehemals westliche Außenwand wurde mittlere Innenwand. Auch die ehemalige westliche Grenz wand zu den Gebäuden des Spitals wurde zum großen Teil in den

Neubau eingebunden. Mittelalterlichen Altbau und Neubau vereinte er unter einem großen, barocken Walmdach. Das innere Tragsystem der mittelalterlichen Gred mit der von drei Eichenstützen getragenen Halle wurde sowohl für den westlichen Neubauteil wie für das Obergeschoss übernommen.

Dachraum mit 13 Metern Höhe

Die drei Lager- und Schüttböden im riesigen Dachraum der Gred sind von liegenden Dachstuhlkonstruktionen überspannt, die im ersten und zweiten Dachgeschoss durch aussteifende, stehende Stuhlsysteme mit profilierten Stuhlsäulen und vierseitig angesetzten Kopfstreben ergänzt werden. Abweichend von den Entwurfsplänen Bagnatos wurde der Dachstuhl an seiner westlichen Schmalseite, wo zu diesem Zeitpunkt der Baukomplex des Spitals noch stand, zunächst mit einem Giebel aufgeschlagen. Erst nach erfolgter Abzimmerung entschied der Stadtrat, dem Entwurf Bagnatos doch zu folgen und auch dort die Walmdachfläche herzustellen. Man verzichtete jedoch auf eine fachgerechte Ausführung mit kraftschlüssigen Holzverbindungen zwi-

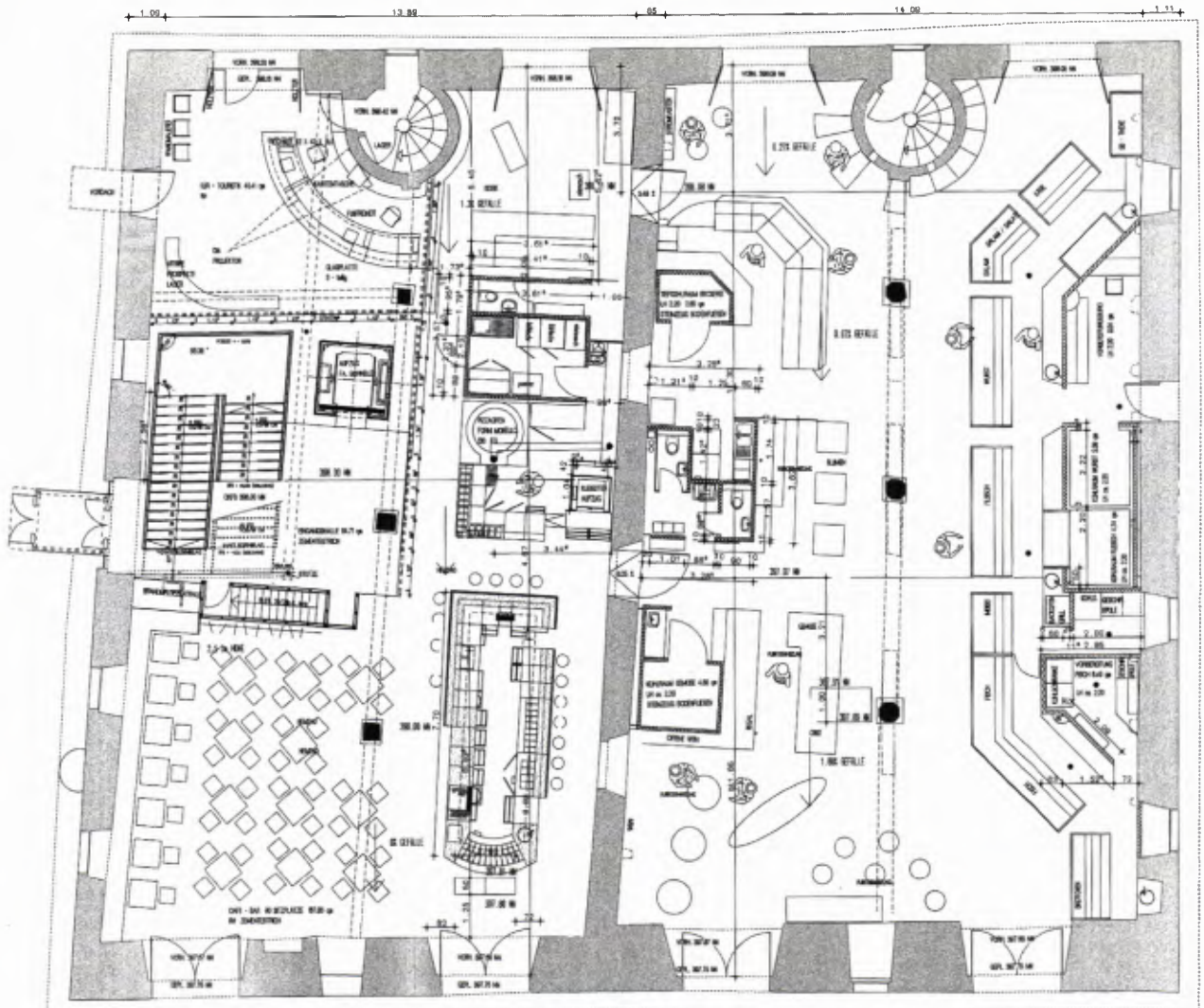
schen Sparren, Schwellen und Deckengebälk. Der nicht aufzunehmende Dachschub führte schon früh zu Verformungen und Bauschäden und machte das Einbringen stabilisierender Hilfskonstruktionen erforderlich. Im Zuge der jetzigen Sanierung war die westliche Walmdachkonstruktion daher ein Reparaturschwerpunkt.

Bauforschung und restauratorische Untersuchung

Nachdem sich Anfang der 1990er Jahre die Überlegungen zu einer veränderten Nutzung der Gred verstärkten, wurden 1991 auf Anregung des Landesdenkmalamtes ein verformungsgerechtes Aufmaß und eine bauhistorische Kurzuntersuchung erarbeitet. Deren Ergebnisse mussten angesichts der fortdauernden Nutzung des Hauses noch unvollständig bleiben. Erst vom Sommer 1997 an konnten nach dem Auszug der Bibliothek und des Verkehrsbüros diese Arbeiten fortgeführt werden, wobei die bauhistorischen Kenntnisse durch gezielte restauratorische Untersuchungen vervollständigt wurden.

Die Untersuchungsergebnisse wurden zur bestimmenden Vorgabe für Planung und Ausfüh-

6 Erdgeschoss-Grundriss. Entwurfsplan der Architekten Reinhardt und Zohner 1998. Links neues Treppenhaus, Aufzug, Tagesrestaurant und Verkehrsamt, rechts die Markthalle.



zung. Ergänzende Erkenntnisse konnten noch während der Bauphase gewonnen werden und veränderten zum Teil die Bauausführung. Die mittlerweile vorgelegten, umfänglichen Abschlussberichte des Bauforschers und des Restaurators zeigen in vorbildlicher Weise, welche Fülle an bauhistorischen Erkenntnissen durch eine sorgfältige Voruntersuchung gewonnen werden und wie diese mit den Informationen des Stadtarchivars in Übereinstimmung gebracht werden können. Die Berichte lesen sich über weite Strecken wie kriminalistische Untersuchungen und zeigen, wie sich aus vielen Einzelbefunden und Details das Bild der langen Baugeschichte der Gred immer deutlicher formt. Andererseits wurde beim jetzigen Umbau wieder einmal bewusst, dass Voruntersuchungen gar nicht früh genug beginnen und gründlich genug angelegt sein können, wie insbesondere die viel zu späte Aufdeckung der interessanten Wandmalerei von Drache und Ritter beweist.

Die mittelalterliche Gred von 1382

Das erste, überraschende Ergebnis der Bauforschung war die frühe Bauzeit des alten Gredgebäudes, das nach dendrochronologischer Auswertung seiner Konstruktionshölzer um 1382 errichtet wurde. Die mittelalterliche Gred entstand somit fünf Jahre nach der Grundsteinlegung für das Ulmer Münster 1377, jedoch bereits sechs Jahre vor dem Baubeginn des städtischen Kaufhauses („Konzilgebäude“) in Konstanz 1388. Das Baujahr 1382 markiert zugleich den Beginn einer Blütezeit der freien Reichsstadt Überlingen, die erst mit dem Dreißigjährigen Krieg ein vorläufiges Ende fand.



Eine Vorstellung vom Bild des mittelalterlichen Gredgebäudes können uns heute noch die Vogelschau von Matthäus Merian von 1643 und das sogenannte Belagerungsbild von 1670 vermitteln: etwa in der Mitte der städtischen Seefront finden wir den dreigeschossigen, turmartigen Bau mit hohem Dach, Treppengiebel und zwei großen Toren zur Schiffslände, eine Baufigur, die in Überlingen am ehesten mit dem „Steinhaus“ (Steinhausgasse 1) und dem „Petershauser Hof“ (Hafenstraße 10) zu vergleichen ist. Als Bauplatz der Gred wurde innerhalb des Stadtgefüges ein besonders günstig gelegener Standort gewählt: der Hofstatt unmittelbar benachbart liegt er zugleich am Endpunkt der von Pfullendorf über Aufkirch und die Franziskanerstraße zur Schiffslände führenden alten Fernstraße, über die der Fernhandel Richtung Konstanz, die Schweiz und Italien abgewickelt wurde. Bauhistorisch überraschend war auch, in welchem großem Umfang der mittelalterliche Bau im Umbau Bagnatos noch vorhanden ist: im Erdgeschoss zählen zum Bau von 1382 noch alle Umfassungswände der östlichen Gebäudehälfte, die drei mächtigen Eichenstützen mit ihren Sattelhölzern, die Unterzüge und das Deckengebälk. Im Obergeschoss sind es wiederum die Umfassungswände und über den Konsolsteinen, die die Höhenlage des ehemaligen Gebäudes für das zweite Obergeschoss markieren, wesentliche Teile des ursprünglich dritten Geschosses.

Baureste aus der Zeit der Stadtwerdung

Der Mittelalterarchäologe des Landesdenkmalamtes konnte nach Entfernung des neuzeitlichen Bodenaufbaues belegen, dass die Gred 1382 nicht das erste Bauwerk auf diesem begehrten

8 Die neue Markthalle 1998 in der östlichen, ehemaligen Gredhalle mit ihrer Tragkonstruktion von 1382.

7 Die Leopold-Sophien-Bibliothek 1993 im Obergeschoss vor ihrem Umzug in das Steinhaus.

Uferplatz war. Die aufgedeckten Grundmauerzüge im Inneren der östlichen wie westlichen Gredhalle ließen auf mehrphasige, kleinteilige Vorgängerbauten schließen, deren Nutzungsniveau gut einen halben Meter unter dem heutigen Erdgeschossboden lag. In der Verfüllung ihrer Grundrisse fand sich Keramik, die die Entstehung dieser Bauten in der Zeit um 1200, als Überlingen Stadtrecht erhielt, nahe legt. 1382 mussten sie zumindest teilweise dem Bau der Gred weichen. Ob und in welchem Umfang die großflächigen Bauten von Gred und Spital die kleinteilige Bebauung des ehemals hier gelegenen jüdischen Quartiers abgelöst haben, bleibt weiter unter dem Pflaster des Landungsplatzes verborgen.

Der geflügelte Drache

Bagnato ahnte wohl nicht, dass sich im Obergeschoss des mittelalterlichen Bauteils ein Drache befand, der von einem Ritter zu Pferde mit der Lanze angegriffen wird. Er hätte sonst vielleicht darauf verzichtet, in die heutige Mittelwand direkt unter dem Kopf des Drachens eine neue Verbindungstüre zwischen den beiden Hallen des Obergeschosses einzubrechen. Ein glücklicher Umstand hat uns das hinter dem Drachenkopf angebrachte Entstehungsjahr 1539 überliefert. Die vor rund 460 Jahren auf die Wand gemalte Auszierung des Saales im Obergeschoss des mittelalterlichen Baues erstreckt sich auf eine Breite von rund 19 m, wovon der Drache alleine eine Länge von rund 10 m einnimmt. Drache und Ritter sind ein Beleg dafür, dass dieses Geschoss nicht ausschließlich und ununterbrochen dem Kornhandel diente. Spätestens 1593 wurde dort ein repräsentativer Saal für Festlichkeiten und Veranstaltungen der freien Reichsstadt eingerichtet. Dies könnte auch die großzügige Rundbogenöffnung in der heutigen Mittelwand und ehemals westlichen Außenwand erklären, die zeit-

gleich entstand und sowohl der Belichtung als auch der Erschließung des Saales über eine Außentreppe gedient haben wird.

Für Größe und Anordnung der Figuren dieses St. Georgs-Motivs fehlen in Baden-Württemberg bislang Vergleichsbeispiele, in die man die Überlinger Darstellung einordnen könnte. Auch konnten die Archivalien noch keinen Hinweis auf die Verbindung zwischen Motivwahl und Saalnutzung liefern.

Die großen Kornhallen

Vor Beginn der jetzigen Baumaßnahme war der innere Raumeindruck im Erd- und Obergeschoss durch zahlreiche Einbauten, räumliche Unterteilungen und die Abhängung der Decken erheblich entstellt. Die Großzügigkeit der einzelnen Hallen ließ sich nur erahnen. Es war daher ein besonderes Erlebnis für alle Beteiligten, mit der Herausnahme all dieser Verbauungszustände Zug um Zug die beeindruckende Kraft der großen Hallenräume wieder erstehen zu sehen. Mit ihren jeweils rund 350 m² messenden Grundflächen und den beherrschenden Holzkonstruktionen vermitteln sie auch nach den Einbauten für die neuen Nutzungen noch heute eine Vorstellung von der Bedeutung des Überlinger Kornhandels und lassen uns den lebhaften Betrieb an den Markttagen erahnen.

Denkmalpflegerische Ziele und Nutzungskonzept

Die Stadt Überlingen als Eigentümerin, der Architekt mit dem Bürgerfond als Bauherr und die Denkmalbehörden verständigten sich für Planung und Durchführung frühzeitig auf zwei wesentliche denkmalpflegerische Zielsetzungen: Zum einen sollte mit den neuen Nutzungen nicht wieder eine Zerstückelung der großzügigen Raumeinheiten



9 Obergeschoss. Der Drache nach Freilegung und Sicherung vor Einbau der Trennwand zur Küche 1998. Rechts oberhalb der barocken Tür die Jahreszahl 1539.

erfolgen, sondern diese sollten möglichst ungeteilt erlebbar bleiben; zum andern sollte der überkommene, historische Baubestand einschließlich all seiner Oberflächen und Details nur im unbedingt erforderlichen Umfang erneuert oder überformt werden. Diese einvernehmlichen Zielsetzungen konnten freilich nicht verhindern, dass immer wieder Kompromisse zugunsten der neuen Nutzungen zu suchen waren.

Trotz der großen Gebäudeabmessungen kommt die innere Erschließung mit einer zentralen Treppeanlage und einem Aufzug aus, die vom Landungsplatz über den Haupteingang in der Westfassade zugänglich sind. Dies war möglich, weil sich das Treppenhaus des Nachbargebäudes „Fauler Pelz“ als Fluchttreppe heranziehen ließ, das mittels eines Steges aus dem Dachgeschoss über die östliche Löwengasse hinweg erreicht wird.

Die westliche Gebäudehälfte nimmt heute in der Erdgeschoss-Halle eine Tagesgastronomie, das städtische Verkehrsamt und einen Zeitschriftenstand auf, im Obergeschoss eine größere Ladenfläche und Nebenräume.

In der ehemaligen Kornhalle des östlichen Gebäudeteiles wurde eine Markthalle für den Verkauf frischer Lebensmittel geschaffen, durch die vier großen Tore direkt aus dem Straßenraum erreichbar. Ein Restaurant, dessen Küche auch die Gastronomie im Erdgeschoss bedient, hat in der Halle des Obergeschosses Platz gefunden.

Die Stuben im Obergeschoss hinter der Nordfassade, die ursprünglich dem Gredpersonal als Aufenthalts- und Arbeitsräume dienten, sind heute Büroräume des Verkehrsamtes und über die historischen Wendeltreppen unmittelbar von außen erreichbar.

Mit den Kinosälen in den beiden Dachgeschossen wurde eine Nutzung gefunden, die keine zusätzlichen Dachgauben benötigte. Während sich dies für das Erscheinungsbild des dominierenden Walmdaches überaus vorteilhaft auswirkte, waren zugunsten der Sichtverhältnisse in den Kinosälen punktuelle Eingriffe in die historische Dachkonstruktion hinzunehmen.

Reparatur und Restaurierung

Die hölzerne Innenkonstruktion und das Dachgefüge wurden in traditioneller Zimmermannstechnik repariert und ergänzt. Erhöhte Lastannahmen und ergänzende Aussteifungen der Konstruktion machten jedoch die Einbringung einzelner Stahltragglieder in den Deckenzonen erforderlich.

Während die insbesondere im Inneren vorhandenen mittelalterlichen bis barocken Wand- und Deckenputze weitgehend erhalten bleiben konnten, waren im Erdgeschoss die durch aufstei-



gende Feuchtigkeit zerstörten Putze zu erneuern. Die hölzerne Ausstattung des 18. und 19. Jahrhunderts mit Türen, Toren, einzelnen Täfern und Breitdielenböden blieben ebenso erhalten und wurden instandgesetzt wie die wenigen Originalfenster und Kachelöfen des 19. Jahrhunderts. Es gelang letztlich auch, viele tausend handgestrichene Biberschwanzziegel zu bergen und das gewaltige Walmdach mit diesen und ergänzenden Altziegeln wieder einzudecken.

Die Befreiung des Drachens

Da zwischen Bauleitung und Denkmalpfleger abgestimmt war, alle erhaltungsfähigen Putzflächen unangetastet zu lassen, beschränkte sich die restauratorische Untersuchung im wesentlichen auf die Klärung der Baugeschichte und die Beobachtung vorhandener Putzausbrüche an Schadensstellen. So blieb die Renaissancemalerei mit Ritter und Drache zunächst unentdeckt. Sie verriet sich erst bei der Anhebung des barocken Türsturzes zur Schaffung einer angemessenen Durchgangshöhe für den heutigen Resturanteingang: eine kleine Wandmalereifläche in Kalktechnik wurde sichtbar, deren gesamte räumliche Ausdehnung auf der mittelalterlichen Saalwand man nun untersuchte.

Während der lanzenbewehrte Ritter auf seinem Pferd nur fragmentarisch erhalten war und die Lesbarkeit seines Bildes durch Hacklöcher und spätere Überputzung gelitten hatte, fand sich der Drache in relativ gutem Erhaltungszustand. Der Zustand der Malerei, die ungewöhnlichen Abmessungen des Motivs und nicht zuletzt die unkalkulierbaren Risiken bei zukünftigen, nutzungsbedingten Eingriffen bewegten Bauherr, Architekt und Denkmalpfleger zur vollständigen Freilegung und sorgsamem restauratorischen Sicherung. Freilich geschah dies bereits im Bewusst-

10 Restaurant im Obergeschoss mit Tragkonstruktion von 1788.



11 Erstes Dachgeschoss, Zustand 1993.

12 Kinosaal im Dachgeschoss mit Tragkonstruktion von 1788.

sein, die Planung für die Restaurantküche nur noch geringfügig ändern zu können. Die Malerei wurde daher in diesem Bereich durch ein Glasgehäuse sorgfältig geschützt und bleibt weiterhin sichtbar.

Fassadenfarben

Die 1954/55 nach Vorbild von Schloss Mainau gewählte Rot-Gelb-Farbigkeit wurde bei der jetzigen Neufassung der Fassaden nicht wiederholt. Die restauratorische Untersuchung erkannte als bauzeitliche Farbbehandlung von 1788 eine wei-

ße Kalktünche als flächendeckenden Grundanstrich, gegen den die Architekturglieder hellgrau abgesetzt waren. Dieser Befund deckt sich mit dem archivalischen Hinweis, dass Bagnatos Neubau „weiß angeworfen und mit Steinfarbe eingefärbt“ wurde. Die jetzige Restaurierung folgte dieser Vorgabe. Wappen und Zier am südlichen und nördlichen Giebel, die 1957 durch die Werkstatt Viktor Mezger ergänzt und überformt worden waren, wurden im Bestand des angetroffenen Zustands restauriert.

Ein Bürgerfonds als Bauherr

Die Umsetzung des Instandsetzungs- und Nutzungs-Konzeptes erfolgte im Auftrag des Überlinger Bürgerfonds, dem die Stadt Überlingen die Liegenschaft durch Erbbaurechtsvertrag überlassen hat. Der Fonds sicherte durch Ausgabe von Anteilscheinen an eine Vielzahl von Bürgern die Finanzierung und beauftragte Planung und Durchführung. So ist es letztlich dem finanziellen Engagement zahlreicher Bürger der Stadt zu verdanken, dass ein bedeutendes Kulturdenkmal Überlingens seine historische Ausstrahlung zurückgewonnen hat. Für die Bürgerschaft wurde zugleich ein weiterer Schwerpunkt städtischer Begegnung und Aktivität geschaffen, der in weitem Umkreis am See seinesgleichen sucht.

Literatur und Quellen:

Gerda Koberg: Ein Zentrum des Kornhandels – Vor 200 Jahren baute Franz Anton Bagnato die Überlinger Gred. In: *Leben am See, Heimatjahrbuch des Bodenseekreises* Bd. 6, 1988, 306–312.

Robert Lung: Dokumentation zu den restauratorischen Untersuchungen, Überlingen, Greth, 1997–1999.

Stefan Uhl: *Bauhistorische Untersuchung*, Überlingen, Greth, 1998.

Stefan Uhl: *Die Greth in Überlingen. Bestand und Baugeschichte eines städtischen Kauf- und Kornhauses*. In: *Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung* Bd. 4, 1999, 259–299.

Dipl.-Ing. Volker Caesar

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Alexanderstraße 48

72 072 Tübingen

Hohenlohe als Residenzlandschaft

Städtebau und Landschaftsgestaltung im 18. Jahrhundert



Seinen Residenzen des 18. Jahrhunderts verdankt Hohenlohe eine Vielzahl bedeutender Bau- und Kunstdenkmale. Der Beitrag beschäftigt sich jedoch weniger mit einzelnen Schlössern oder Hofgärten als mit deren Entstehungszusammenhängen und kulturlandschaftlichen Verflechtungen. Dies führt zu der Frage nach der Bedeutung und der Schutzwürdigkeit objektübergreifender geschichtlicher Überlieferung.

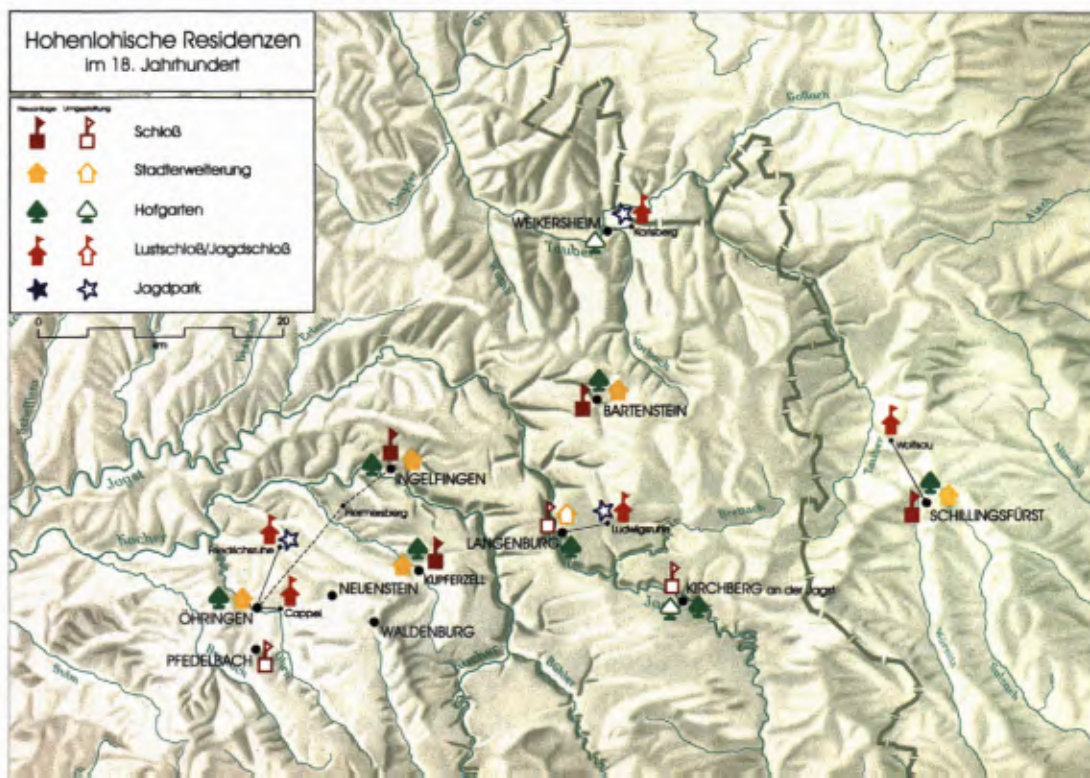
Volkmar Eidloth

Einführung

Die hohenlohischen Residenzen stellen in der territorialgeschichtlich vielgestaltigen Kulturlandschaft Südwestdeutschlands eine Besonderheit dar. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war das ohnehin nur mäßig große Herrschaftsgebiet mehrfachen Landesteilungen unterworfen, was eine Vielzahl kleiner Residenzen auf engstem Raum entstehen ließ. Naturräumlich umfasst das ehemalige Territorium im Nordosten des heutigen Baden-Württemberg einen Ausschnitt aus dem südwestdeutschen Schichtstufenland. Sein Kernstück bilden die Gäuplatten der Hohenloher Ebene, die die tief in den Muschelkalk eingeschnittenen Täler von Kocher, Jagst und Tauber in einzelne Ebenen, Platten und Riegel zerlegen. Die Herren von Hohenlohe, benannt nach einer Burg Hohlach bei Uffenheim, sind am Nordrand dieses Gebietes, im Taubergrund um Weikersheim, zu Beginn des 12. Jahrhunderts erstmals

urkundlich fassbar. In kurzer Zeit dehnten sie ihre Besitzungen vor allem in den von überörtlichen Herren weit gehend freien Raum nach Südwesten aus. Mit der großen Landesteilung von 1553/55 wurde das hohenlohische Herrschaftsgebiet zunächst in die beiden Hauptlinien Waldenburg und Neuenstein aufgespalten, die sich in der Folgezeit nochmals in fünf bzw. sechs Nebenlinien verzweigten. Das führte dazu, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts acht selbständige hohenlohische Linienterritorien nebeneinander bestanden. Auf Waldenburger Seite waren dies Hohenlohe-Schillingsfürst (heute im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken gelegen), Bartenstein und Pfedelbach; zur Neuensteiner Linie zählten Langenburg, Kirchberg, Ingelfingen, Weikersheim und Öhringen.

Selbstverständlich besaß jeder der Linienältesten auch seinen eigenen Wohnsitz und war bestrebt, diesem einen repräsentativen Residenzcharakter zu geben. Dieses Bemühen verstärkte sich noch,



1 Städtebauliche und landschaftsgestalterische Maßnahmen an hohenlohischen Residenzen im 18. Jahrhundert (Entwurf und Zeichnung v. Eidloth, 1998).

nachdem die Mitglieder der Linie Waldenburg 1744 persönlich die Reichsfürstenwürde verliehen bekamen und die waldenburgischen Gebiete 1757 zum Fürstentum erhoben wurden. Die Linie Neuenstein, die wegen des damit verbundenen Aufwandes die Fürstenwürde lange abgelehnt hatte, nahm sie dann doch schließlich 1764 an. Im folgenden wird versucht, die verschiedenen Planungen und Projekte zum Ausbau der hohenlohischen Residenzen im 18. Jahrhundert, soweit sie in der Kulturlandschaft Hohenlohes als historische Elemente oder Strukturen überliefert sind, vergleichend darzustellen. Die Darstellung beschränkt sich dabei auf jene vier signifikanten Maßnahmenkomplexe, die im 17./18. Jahrhundert bei jeder Residenz in Mitteleuropa in mehr oder minder großem Umfang zur Ausführung kamen. Dazu gehören

1. Die Gestaltung des Herrschaftssitzes und die städtebauliche Zuordnung von Residenzstadt und Residenzschloss;
2. Die Anlage planmäßiger Stadterweiterungen;
3. Die Ausstattung der Residenzen mit Garten- und Parkanlagen;
4. Die Umlandverflechtungen der Residenzorte durch die Anlage von Trabantenschlössern (Abb. 1).

Die Ausgangsbedingungen für eine derartige Ausgestaltung der Residenzorte waren in den hohenlohischen Fürstentümern jedoch nicht einheitlich. Unterschiedlich waren schon der Zeitpunkt und die Umstände der Errichtung der einzelnen Residenzen. So stehen sich unter den hohenlohischen Residenzorten des 18. Jahrhunderts alte, bis auf das 16. Jahrhundert zurückgehende Herrschaftsmittelpunkte, wie Weikersheim oder Langenburg, und ganz junge Residenzen wie Bartenstein, Ingelfingen oder Kirchberg gegenüber.

Eine Sonderstellung nimmt Öhringen ein, das 1677 zur Residenz einer Linie Hohenlohe-Öhrin-

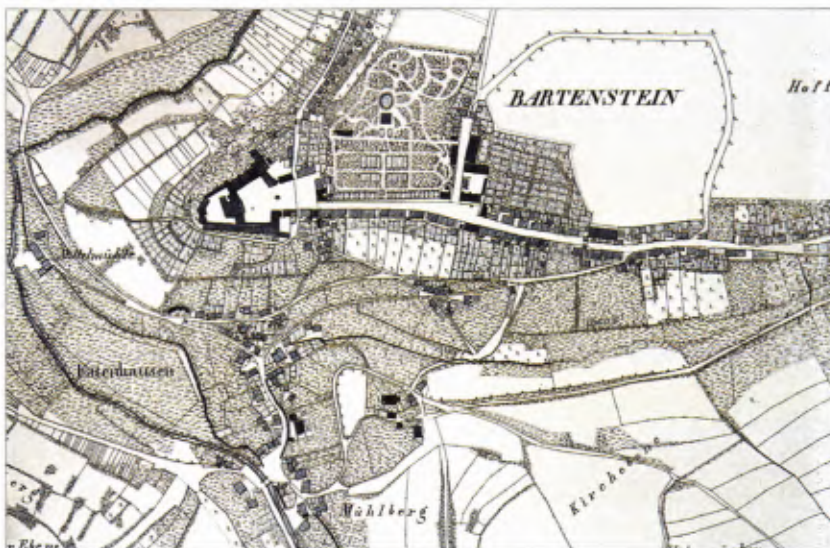
gen aufstieg. Die Stadt hatte jedoch bereits zuvor Mittelpunktaufgaben übernommen und bildete schon früh das administrative und vor allem das kulturelle Zentrum Hohenlohes. Zudem war Öhringen bei der Hauptlandesteilung verschont worden und verblieb bis 1782 im gemeinsamen Besitz der beiden Hauptlinien Neuenstein und Waldenburg. Kupferzell, seit Mitte des 16. Jahrhunderts hohenlohischer Amtssitz, kam dagegen auch im 18. Jahrhundert nicht über den Status einer Nebenresidenz hinaus. Ihre Residenzfunktion im 18. Jahrhundert bereits verloren hatten die beiden mit der Landesteilung 1553/55 entstandenen Stammsitze in Neuenstein und Waldenburg, die bei unseren folgenden Überlegungen deshalb auch keine Rolle mehr spielen.

Verschieden waren in Hohenlohe aber auch die topographischen und siedlungsgeschichtlichen Rahmenbedingungen für die barocken Residenzgestaltungen. Den Kern der Residenzen Waldenburg, Langenburg oder Kirchberg bildeten beispielsweise die in extremer Spornlage errichteten ehemaligen Höhenburgen staufischer Ministerialer, an die sich auf den Höhenrücken kleine befestigte Burgstädtchen anschließen. Ebenfalls im Schutz einer Höhenburg, jedoch in dem engen Taltrichter eines in den Kocher mündenden Seitenbachs, entstand Ingelfingen. Bei Weikersheim und Neuenstein handelte es sich um planmäßige Stadtanlagen in Tallage, deren Ausgangspunkt mittelalterliche Wasserburgen waren. Das ebenfalls im Tal gelegene Öhringen ging dagegen aus einem zu Beginn des 11. Jahrhunderts gegründeten Kollegiatstift hervor und war – im Unterschied zu den anderen Orten – wohl schon Stadt, bevor es im 13. Jahrhundert an Hohenlohe kam.

Residenzschlösser

Den Anfang mit den barocken Schlossbauten in Hohenlohe machte Schillingsfürst. Im Dreißigjährigen Krieg war die am westlichen Ende eines Bergrückens errichtete mittelalterliche Burg zerstört worden. An gleicher Stelle entstand Ende des 17. Jahrhunderts und in einer zweiten Bauphase um 1720/30 ein Schlossneubau nach den Plänen des Würzburger Joseph Greising bzw. des darmstädtischen Hofbaumeisters Louis Remy de la Fosse, der die Form einer zum ehemaligen Halsgraben und zur Vorburg geöffneten Dreiflügelanlage besitzt. Diese Standorttreue ist mit einer Ausnahme ein Charakteristikum aller hohenlohischen Residenzschlösser. Sie führte allerdings nicht nur zu Beschränkungen bei der Ausdehnung der Schlossbauten, sondern warf auch – in Schillingsfürst unübersehbare – Probleme bei der nach absolutistischem Staatsverständnis und Machtanspruch erforderlichen Ausrichtung des

2 Bartenstein, Ausschnitt aus der württembergischen Flurkarte von 1834.





3 Bartenstein, Schlossvorplatz und Blick in die Schlossstraße (Foto 1998).

gesamten Residenzortes auf den Herrschaftssitz auf.

Günstiger waren die topographischen Voraussetzungen hierfür in Bartenstein. Auch in Bartenstein lag die mittelalterliche Burg exponiert an der Spitze eines Bergsporns, der sich nach Osten zu jedoch rasch verbreitert (Abb. 2). In den Resten der im Bauernkrieg verwüsteten und 1632 erneut beschädigten Burg richtete sich Graf Philipp Karl 1688 eine zunächst bescheidene Residenz ein, der 1711–16 durch den Bamberger Baumeister Bernhard Schießer eine große Schlosskirche zugefügt wurde. Zwischen 1751 und 1763 folgten unter Beteiligung des fürstbischlichen Hofbaumeisters Andreas Gallasini aus Fulda und des Bauinspektors Johann Georg Wölffling der Neubau des Corps de logis und des zum Kirchenflügel im Norden symmetrischen Südflügels. Die Achsen der beiden Schlossflügel treffen in stumpfem Winkel

auf den Mittelbau, so dass sich ein trapezförmiger Ehrenhof ergibt. Diesem Ehrenhof vorgelagert ist ein Platz, der von drei repräsentativen Doppelhäusern begrenzt wird, die 1750–60 für Hofbedienstete und Beamte der Residenz errichtet wurden. Diese Gebäude nehmen in ihrer Stellung die Achsen der Schlossanlage auf, deren Seitenflügel im Süden in der Bebauung der Schlossstraße und im Norden mit dem Ausgang zum Hofgarten eine städtebauliche Verlängerung finden (Abb. 3).

Anders als in Schillingsfürst und Bartenstein, wo es keine Vorgängerbauten gab, die es zu berücksichtigen gegolten hätte, bestanden in den Residenzen Kirchberg und Langenburg stattliche und wohlerhaltene Renaissanceschlösser. So kam es hier im 18. Jahrhundert lediglich zu Umbauten und Erweiterungen mit freilich auch städtebaulichem Anspruch, galt es doch mit den Neubau-

4 Kirchberg, „Geometrischer Grundriß über die Hoch Gräffliche Residentz und Stadt Kirchberg“, gefertigt von J. Z. Krieg, 1747, Ausschnitt.





5 Kirchberg, Stadt und Schloss von Südosten (Foto 1995).

projekten der beiden waldenburgischen Residenzen zu konkurrieren. In Kirchberg fügte der markgräfliche Hofarchitekt Leopoldo Retti aus Ansbach dem alten Schloss zur Stadt hin 1738 und 1741 zwei Flügelneubauten an, die 1756 auch durch ein neues Corps de logis verbunden wurden und die ähnlich wie in Bartenstein leicht divergieren. Der so gewonnene Ehrenhof wurde in Kirchberg allerdings mit einer Mauer und einem in die Mittelachse der Schlossanlage gestellten Torhaus abgeschlossen. Die heute vorhandene Öffnung des Schlossprospektes zur Stadt ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden und hatte den Abbruch zweier herrschaftlicher Bauten des 18. Jahrhunderts zur Voraussetzung (Abb. 4 u. 5).

Einen Sonderfall, den wir in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen dürfen, stellt die Anlage des Marktplatzes in Weikersheim dar, durch die eine für Hohenlohe einzigartige gestalterische Verbindung von Schloss und Stadt erreicht wurde, obwohl an der Schlossarchitektur im 18. Jahrhundert keine baulichen Veränderungen erfolgten. Der Grundstein dazu war bereits im 17. Jahrhundert mit dem Neubau des stadt-

seitigen Schlossflügels und des ihm vorgelagerten Marstalls gelegt worden, deren prunkvoll gestaltete Durchfahrten nun auf eine Achse mit dem Portal der 1618 vergrößerten und verschönerten Stadtkirche zu liegen kamen. Die beiden stadtbildprägenden Dominanten Schloss und Kirche traten damit in unmittelbare Beziehung zueinander, so dass der Platz dazwischen zum städtebaulichen Bindeglied zwischen Stadt und Residenz werden konnte.

Die architektonische Ausformung begann dann unter Graf Karl Ludwig, der von 1709 an in Weikersheim residierte: Gleich nach seinem Regierungsantritt beauftragte er Jakob Börel mit dem Bau des so genannten Kavaliershauses an der Südseite des Marktes. Das schlichte Mansarddachgebäude, das am Portal die Initialen des Bauherren sowie die Datierung 1711 trägt und heute das Rathaus beherbergt, war als Dreifamilienhaus für Hofbeamte gedacht. Gleichzeitig mit der Errichtung des Kavaliersbaus erhielt auch das gegenüberliegende Kornhaus des 16. Jahrhunderts eine neue, 1712 fertiggestellte Fassade gegen den Platz. Damit war nach der Längsachse auch die Querachse des Platzraums bestimmt und architektonisch akzentuiert.

Sein charakteristisches Aussehen gab dem Marktplatz jedoch der in fürstlich-öttingischen Diensten stehende Ingenieursoffizier Johann Christian Lüttich. 1729 errichtete er die beiden Pavillons für Rentamt und Wache mit den anschließenden, im Viertelkreis geführten Arkadenbauten. Sie geben dem Platzraum einen würdevollen Abschluss im Westen und leiten dennoch zum Schloss hin, lassen den Markt zum Cour d'honneur der Residenz werden. An der übrigen Bebauung des Marktplatzes wurde noch bis in das beginnende 19. Jahrhundert gearbeitet, obwohl mit dem Tod Karl Ludwigs 1756 die Residenzzeit in Weikersheim endete.

6 Ingelfingen, Plan zur Erweiterung der Marianenvorstadt, 1785.



Unter den hohenlohischen Residenzen das einzige Beispiel für die Aufgabe der angestammten Höhenburg und die Wahl eines neuen, den neuzeitlichen Repräsentationsansprüchen entgegenkommenden Schlossstandortes ist Ingelfingen. 1625 kam es zum Schlossneubau am Südrand der Stadt in bequemer Tallage und ab 1705, nachdem Ingelfingen zum Sitz einer von Langenburg abgeteilten eigenständigen Linie geworden war, wird dieser durch eine Dreiflügelanlage ersetzt. Trotz der eigentlich günstigen Bedingungen unterblieb jedoch auch bei der barocken Erneuerung eine deutliche städtebauliche Zuordnung von Schloss und Stadt.



Stadterweiterungen

Der Plan zu einer Stadterweiterung in Ingelfingen wurde 1781 gefasst und ab 1782 in mehreren Bauphasen realisiert. Welches Ziel Fürst Friedrich Ludwig damit verfolgte, lässt seine „Proclamation“ von 1782 erkennen: „Es ist Hauptgegenstand dieses gnädigsten Fürsten, die neuen Einwohner dieser Vorstadt glücklich zu machen, zu deren Ende Höchstderselbe alles in den Stand zu setzen sich gnädigst beeifern, wodurch der Handlungs- und Nahrungsweig in den besten Flor gesetzt werden möge.“ Der neue, Mariannenvorstadt genannte Stadtteil sollte demnach vorwiegend der Ansiedlung privater Unternehmer und qualifizierter Handwerker dienen. Um entsprechende Ansiedler zu gewinnen, wurden so genannte Baugnaden gewährt. Der Aufruf fand zunächst aber nur mäßigen Anklang, so dass sich Friedrich Ludwig veranlasst sah, eine Anzahl Häuser aus eigenen Mitteln zu erstellen. Die Aufsicht über den Baufortgang war Johann Georg Glenck übertragen, der nach seinem Studium in Berlin zuerst an der Saline in Hall gearbeitet hatte, bevor er zum hohenlohischen Baurat und Salinendirektor ernannt wurde. Ob Glenck auch der Autor des unsignierten Ausbauplans von 1785 ist, bleibt allerdings unklar (Abb. 6). Dieses Projekt sah eine repräsentative hufeisenförmige Platzterweiterung vor, die jedoch nicht zur Ausführung kam.

Statt dessen folgte die neue Vorstadt dem Verlauf der alten Landstraße nach Künzelsau beiderseits in gerader Bauflucht. Das mittelalterliche Steuertor wurde beseitigt und durch ein nicht erhaltenes Säulentor ersetzt. 1784 entstand auf der bis dahin noch weit gehend unbebauten Nordseite die pyramidenförmige Esse des Hofschlossers. Die Wohnhausbebauung bestand zunächst aus weitgehend ähnlichen zweigeschossigen, traufständigen Einzel- und Doppelhäusern (Abb. 7). Sie unterscheiden sich deutlich von den einfachen, nurmehr eingeschossigen Handwerkerhäu-



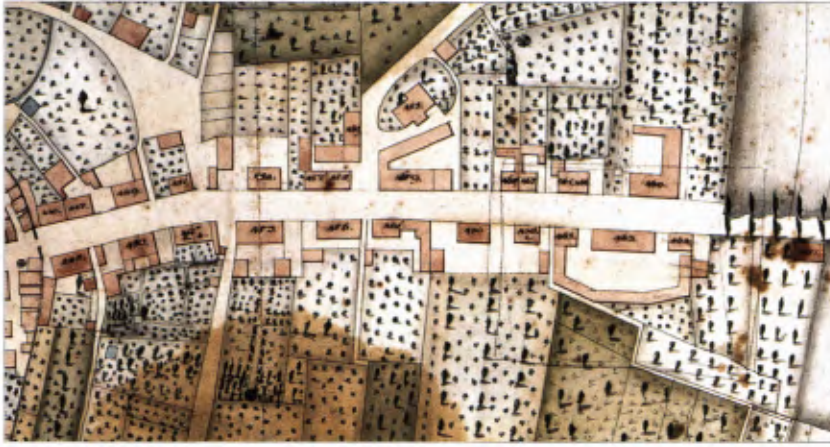
sern, die in den 1790er Jahren und noch bis 1806 als östlicher Abschluss der Mariannenvorstadt errichtet wurden (Abb. 8).

Neben merkantilistischen Ideen wie in Ingelfingen, liegen dem planmäßigen barocken Stadtausbau in Bartenstein hauptsächlich religionspolitische Absichten zugrunde: 1667 traten die beiden Söhne Georg Friedrichs II. von Schillingsfürst, die in die katholische Familie der Grafen von Hatzfeld eingeheiratet hatten, zum katholischen Glauben über. Ein Konfessionswechsel der Untertanen war damit zwar nicht verbunden und konnte auch nicht erzwungen werden, doch förderten die konvertierten Waldenburger Linien ab dem späten 17. Jahrhundert gezielt die Ansiedlung katholischer Bevölkerung in ihren Gebieten. So entstand selbst in der kleinen Nebenresidenz Kupferzell durch die Zuwanderung katholischer Familien eine bescheidene vorstädtische Siedlung.

In Bartenstein begann die planmäßige Erweiterung der Stadt spätestens um 1750. Fürst Ludwig Leopold trieb den Ausbau voran, indem er zwischen 1769 und 1774 auf eigene Kosten und nach dem in dieser Zeit üblichen Modellhauschema Häuser errichten ließ, die er anschließend zu einem günstigen Preis bevorzugt an Neu-

7 Ingelfingen, westlicher Abschnitt der Mariannenvorstadt (Foto 1998).

8 Ingelfingen, Kleinhäuser in der Mariannenvorstadt (Foto 1950er Jahre).



9 Öhringen, Situationsplan der Karlsvorstadt, um 1832.

ansiedler katholischen Glaubens verkaufte. Die durchgängig zweigeschossige, traufständige Neubebauung setzt dabei geradlinig die mit dem südlichen Schlossflügel eingeschlagene Richtung fort. Der Gesamtentwurf für die auf das Schloss orientierte und an ihren drei Ausgängen durch Torhäuser gesicherte Stadtanlage von Bartenstein wird Andreas Gallasini und Johann Georg Wölffling zugeschrieben, die uns schon im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Schlosskomplexes begegnet sind.

Eine Schwierigkeit, mit der sich im 18. Jahrhundert Residenzen auch andernorts auseinanderzusetzen hatten, war der mit den wachsenden Ansprüchen der Hofhaltung steigende Raumbedarf für Hofbeamte und Residenzpersonal. Innerhalb der bestehenden Altstädte stand dafür in der Regel nur wenig Platz zur Verfügung. Konnten nicht bei Umgestaltungs- und Neuordnungsmaßnahmen im Umfeld des Schlosses entsprechende Einrichtungen geschaffen werden – wie etwa in Bartenstein und Weikersheim –, war man gezwungen, auf vorstädtische Gebiete auszuweichen. In Langenburg z. B. bestand schon seit dem 16. Jahrhundert eine Vorstadt vor dem Oberen Tor. Nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg wurde diese im 18. Jahrhundert wieder bebaut und in diesem Zusammenhang auch zwei eingeschossige Doppelhäuser für Schlossbedienstete errichtet.

Ein besonders repräsentatives und anschauliches Beispiel einer vornehmlich zur Unterbringung der

Hofbeamtschaft konzipierten Vorstadt stellt die sogenannte Karlsvorstadt in Öhringen dar. Die Planungen dazu begannen bereits Ende der 1770er Jahre. Verstärkt vorangetrieben wurde der Vorstadtbau, nachdem Öhringen 1782 in den alleinigen Besitz der Neuensteiner Hauptlinie übergegangen war. Fürst Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Neuenstein-Oehringen bestimmte Öhringen zu seinem ständigen Aufenthaltsort und verlegte 1791 auch seinen Sommersitz in die Karlsvorstadt.

Wie die Mariannenvorstadt in Ingelfingen folgt die Karlsvorstadt einer alten Ausfallachse, der wichtigen Post- und Handelsstraße Heilbronn – Nürnberg. Allerdings ist uns für die Öhringer Stadterweiterung kein umfassender Planentwurf überliefert. In einem Stadtplan von Öhringen aus dem Jahr 1774 ist die Karlsvorstadt zwar dargestellt; die Eintragung mit schwarzer Tusche erfolgte aber erst Anfang des 19. Jahrhunderts und auch der hier abgebildete Lageplan entstand erst um 1832 (Abb. 9). Über die eingehenden Baugesuche entschied die herrschaftliche Bauverwaltung von Fall zu Fall; Leiter der fürstlichen Baudeputation war seit 1781 – der uns bereits bekannte – Johann Georg Glenck.

Der charakteristische Knick im Straßenverlauf gliedert die Karlsvorstadt in einen inneren, schon 1786 fertiggestellten, und einen äußeren Abschnitt, dessen Ausbau bis in das 19. Jahrhundert andauerte. An der Nahtstelle der beiden Teilstücke stehen sich die Bauten der Domänenkanzlei und des fürstlichen Palais gegenüber. Ein klassizistisches Säulentor, das wie in Ingelfingen an die Stelle des mittelalterlichen Stadttores trat, eröffnet die Vorstadt und schließt sie zur Altstadt hin optisch ab. Wegen der bereits angrenzenden Vorstadtbebauung fiel der erst 1792 errichtete Torbau allerdings bescheidener aus als von Glenck ursprünglich gedacht (Abb. 10). Die Wohnbebauung der Karlsvorstadt beherrscht der Typ des zweigeschossigen, heute steinsichtigen Werksteinhauses mit Mansardwalmdach. Hinter den Mauern, die die freistehenden Einzelhäuser zum Straßenraum hin miteinander verbinden, lagen große private Gärten.

10 Öhringen, Karlsvorstadt mit Oberem Tor (Foto 1996).



Garten- und Parkanlagen

Aus der Kartierung (Abb. 1) geht deutlich hervor, dass die Anlage von Gärten und Parks die am häufigsten ausgeführte Verschönerungsmaßnahme an den hohenlohischen Residenzen im 18. Jahrhundert darstellt. Neue Hofgärten entstanden nicht nur im Zusammenhang mit allen Schlossneubauten, selbst in Residenzorten, in denen man die bestehenden Renaissanceschlösser unverändert weiterbenutzte, wurden diesen neue Schlossgärten angeschlossen. Die einzige Ausnahme bildet Pfedelbach, das mit dem Aussterben der Linie Waldenburg-Pfedelbach 1728 seine Residenzfunktion verlor und dessen aus dem 17. Jahrhundert stammender „Herrengarten“ in der Folgezeit verfiel.

In Weikersheim war 1708 mit der barocken Neugestaltung des alten Schlossgartens begonnen worden. Der nassau-zweibrückensche Hofgärtner Daniel Matthieu lieferte den Entwurf für die heute rekonstruierte Neuanlage. Ihren Südabschluss bildet die in der Hauptachse des Gartens zur Landschaft des Taubertals geöffnete Architekturkulisse einer Orangerie – erbaut 1719/23 nach Plänen jenes Johann Christian Lüttich, dem wir auch die Arkaden-Exedra am Weikersheimer Marktplatz verdanken. Einen älteren herrschaftlichen Lustgarten gab es auch in Öhringen, doch lag dieser südlich weit vor der Stadt. Nachdem der Witwensitz Öhringen 1677 in eine Residenz umgewandelt worden war, wurde diese Anlage aufgegeben und in unmittelbarer Nachbarschaft vom Schloss ab 1712 ein neuer Hofgarten angelegt, dessen Mittelachse ein Theatergebäude abschließt. Eine 1781 massiv ausgeführte Treppenbrücke half, die Stadtmauer und die Ohrn zu überwinden, die Schloss und Schlossgarten weiterhin voneinander trennten.

Weitaus größere Schwierigkeiten für die Anlage zeitgemäß-repräsentativer Gärten bereitete an mehreren Orten die Topographie. So ließ es die ausgeprägte Spornlage in Bartenstein, Schillingsfürst und Kirchberg nicht zu, die Hofgärten unmittelbar am Schloss anzulegen und Schloss und Garten in einen Zusammenhang zu bringen. In Bartenstein besteht durch den seitlichen, in der Verlängerung der Achse des nördlichen Schlossflügels gelegenen Treppenaufgang zum Garten, aber wenigstens ein städtebaulicher Bezug. Begonnen wurde mit dem Bartensteiner Hofgarten 1716, also noch vor dem eigentlichen Schlossneubau. Der zentrale Gartenpavillon entstand – vielleicht nach Plänen von Louis Remy de La Fosse – in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Schillingsfürst und Kirchberg mussten die Hofgärten dagegen aufgrund der ungünstigen Geländesituation in noch größerer Entfernung und

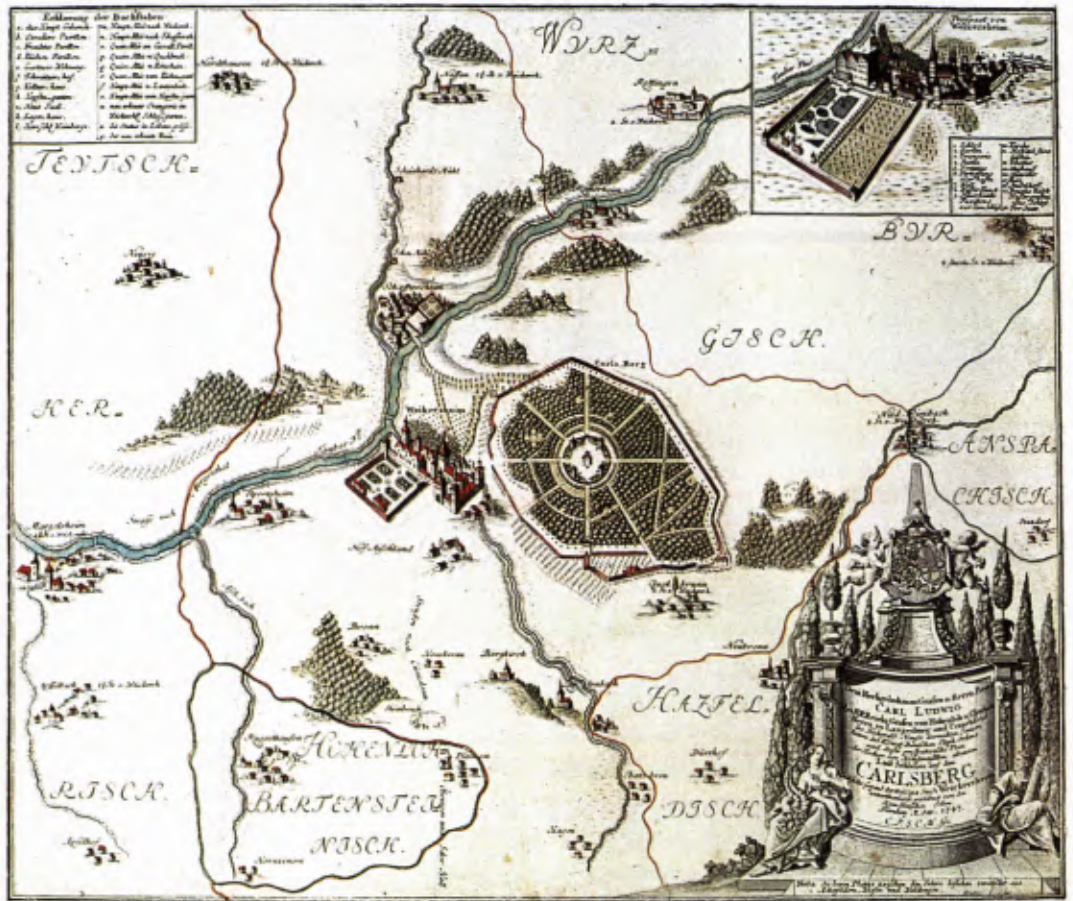


ohne jede optische oder gestalterische Verbindung zum Schloss angelegt werden.

Mit der Neugestaltung des Kirchberger Hofgartens in der Vorstadt wurde in der Regierungszeit Graf Friedrich Eberhards begonnen. 1736 bezahlte man für einen Gartenriss 3 Gulden an den Hof in Zweibrücken, zu dem verwandtschaftliche Verbindungen bestanden. Für die Neuausformung wurde das Gelände des alten Hofgartens mit Hilfe erheblicher Aufschüttungen zum Jagsttal hin erweitert und ein glockenförmiges Parterre angelegt, dessen Mittelpunkt eine Fontäne bildete. 1749 entstand an der Nordseite des Hofgartens eine Orangerie. Für den Orangeriebau waren der Hofmaurer und der Hofzimmermann eigens nach Cappel bei Öhringen geschickt worden, um das dortige Orangerieschloss zu begutachten. Ein 1762 begonnenes Projekt zu einer repräsentativen Erweiterung mit einem Terrassengarten nach Süden blieb offensichtlich in den Anfängen stecken. Statt dessen wandte sich Fürst Christian Friedrich Carl, der 1767 die Regierung übernommen hatte, der landschaftsgärtnerischen Ausgestaltung des so genannten Alten Berges zu, der später nach der zweiten Gemahlin des Fürsten in „Sophienberg“ umbenannt wurde. Mit den Ideen der Landschaftsgartenkunst in Berührung gekommen war Fürst Christian Friedrich Carl möglicherweise schon bei seinem Besuch in Bayreuth 1769. Die Reisen zum Schönbusch bei Aschaffenburg und nach Wilhelmsbad im Jahr 1782 hängen dann nachweislich mit der Anlage des Sophienbergs zusammen, mit dessen Gestaltung man noch im gleichen Jahr begann. Geleitet wurden die Arbeiten von Johann Friedrich Christian Krüger, seit 1786 Hofgärtner in Kirchberg, der selbst im Schönbusch gearbeitet hatte und dem Fürsten vom dortigen Hofgärtner empfohlen worden war. Am Sophienberg wurde der markante Bergkegel – ein Umlaufberg der Jagst – systematisch bepflanzt, mit einem feinmaschigen, dem Gelände folgenden Wegenetz überzogen sowie mit Kleinarchitekturen und Staffagebauten bereichert und seine Spitze durch eine kreisförmige

11 Kirchberg, Situationsplan des Sophienbergs, aufgenommen von L. Kretschmer, Anfang 19. Jahrhundert.

12 Weikersheim, „Prospektivischer Plan ... (des) Lust Schlosses auf dem Carlsberg nebst der Gegend der Residenz Stadt Weickersheim“, Homännische Erben Nürnberg, 1747.



ge Baumpflanzung akzentuiert. 1796 waren die Maßnahmen im wesentlichen beendet (Abb. 11). Von der vielfältigen Ausstattung der von Beginn an für die Öffentlichkeit zugänglichen Anlage hat sich nur wenig erhalten. Dazu gehören ein kleines, „Christiansruhe“ genanntes Salongebäude von 1789 und der „Belvedere“ von 1791, ein Rindenpavillon auf einem ruinenartigen Unterbau. Kleinere Anlagen im landschaftlichen Stil aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert finden sich auch an anderen hohenlohischen Residenzen: In Bartenstein wurde der terrassierte Hofgarten um einen landschaftlichen Teil nach Norden erwei-

13 Langenburg, Jagdpark Ludwigsruhe (Foto 1998).



tert, und in Langenburg gestaltete in den 1780er Jahren wohl ebenfalls Johann Friedrich Christian Krüger den Nord- und Westhang beim Schloss als „Englischen Garten“.

Sommer-, Lust- und Jagdschlösser

Ihre intensiven gestalterischen Beziehungen mit dem Umland, die die Residenzstadt zum „Mittelpunkt eines die Landschaft bewusst einbeziehenden Residenzraums“ (Ennen) machen, sind ein Wesensmerkmal frühneuzeitlicher Residenzen. Komponenten dieser Umlandverflechtungen sind die Öffnung der Residenzstadt durch Garten- und Parkanlagen in die Landschaft – wie wir sie auch bei den vorangegangenen Beispielen beobachten konnten – und mehr noch die Errichtung von Sommerresidenzen, Lustschlössern und Jagdparks in der näheren und weiteren Umgebung.

Bei der Anlage von Jagdparks konnte in Hohenlohe im 18. Jahrhundert durchwegs auf ältere Einrichtungen zurückgegriffen werden. Die wichtigste unter ihnen war das im frühen 16. Jahrhundert errichtete Jagdschloss Hermersberg mit der umliegenden „Wildfuhr“, die gemeinschaftlich genutzt wurde. Während des 18. Jahrhunderts besaßen Ingelfingen $\frac{7}{12}$ und Öhringen $\frac{5}{12}$ Anteile

an dem Jagdrevier. Die Bedeutung von Hermersberg war jedoch bereits deutlich zurückgegangen und insbesondere Öhringen investierte, wie die Kartierung (Abb. 1) erahnen lässt, in andere Projekte. Auch bei dem Gutshof Lindenbrunn, östlich von Langenburg, war schon im 16. Jahrhundert ein Wildgehege angelegt worden. Unter Graf Ludwig von Hohenlohe-Langenburg wurde 1736 bis 1742 der Wildpark neu eingerichtet, ummauert (Abb. 13) und neben der alten Hofanlage nach einem Entwurf Leopoldo Rettis ein Jagdschloss erbaut. 1761 erfolgte die Umbenennung der ganzen Anlage in Ludwigsruhe.

Einen besonders repräsentativen Jagdпарк, dessen ursprüngliches Aussehen unter anderem ein Lamberiebild von 1747 im Rittersaal des Weikersheimer Schlosses wiedergibt, hat sich in den 1720er Jahren Graf Karl Ludwig mit dem nach ihm benannten Karlsberg bei Weikersheim geschaffen (Abb. 12). Auch hier bestand mindestens seit 1679 ein von einem Holzzaun eingefriedeter Tiergarten. 1726 wurde damit begonnen, das Gelände mit einer massiven Mauer zu umgeben. Zur gleichen Zeit entstand am Südhang ein herrschaftlicher Weinberg mit dazugehöriger Kelter. Ab 1727 arbeitete man an dem repräsentativen baulichen Zentrum des Wildparks. Nach Plänen Johann Christian Lüttichs entstand ein zweigeschossiges Lusthaus mit quadratischem Grundriss, das von einem runden ummauerten Hof umschlossen wird, an dem vier eingeschossige Pavillonbauten liegen. Die Namen der vier Nebengebäude geben ihre Funktion an: Küchen-, Chaisen-, Kavaliere- und Stallpavillon. Leider wurden in den 1860er Jahren der Mittelbau und zwei der Nebengebäude abgebrochen. Ein Alleenstern mit dem Zentralbau im Mittelpunkt erschließt den Jagdпарк. Am Ende der Südallee errichtete man 1742/43 den „Neuen Pavillon“, heute Gelbes Haus genannt, einen Saalbau, von dem aus sich ein großartiger Ausblick in die Landschaft bietet (Abb. 14).

Auf einen 1612 angelegten Tiergarten geht schließlich auch die Öhringer Sommerresidenz Friedrichsruhe zurück. Das zugehörige Jagdhaus wird noch 1708 als „von keiner sonderlichen Consideration ... zumal im hintern Giebel sehr baufällig“ beschrieben und ab 1712 durch einen Neubau ersetzt. Ähnlich wie später beim Weikersheimer Karlsberg war das Hauptgebäude von verschiedenen Sekundärbauten umstellt, darunter zwei Marstallgebäude, ein Küchenbau und ein Jägerhaus. 1776 wurde ausgehend vom Hauptportal des Schlosses eine Alleenachse angelegt, an deren Ende als Point de vue ein nicht erhaltenes Gartenhaus stand. Dahinter lag ein in französischem Geschmack gestaltetes Blumenparterre.

Verschiedene Künstler, die uns schon an anderen hohenlohischen Residenzen begegnet sind, waren in den 1770er und 1780er Jahren in Friedrichsruhe beschäftigt, neben dem Kirchberger Hofgärtner Krüger auch Johann Georg Glenck. Letzterer entwarf für Friedrichsruhe außer verschiedenen Gartenpavillons ein Schießhaus in der Gestalt eines griechischen Tempels und eine so genannte Moschee, die allerdings nicht erhalten sind bzw. nicht zur Ausführung kamen. Grünenwald zufolge war Friedrichsruhe in diesen Jahren „Mittelpunkt eines lebhaften verwandtschaftlichen Verkehrs zwischen den einzelnen hohenlohischen Vettern in Weikersheim, Langenburg, Kirchberg und Ingelfingen. Die zahlreichen Tagebücher des Fürsten (Ludwig Friedrich Karl; Anm. d. Verf.) sind angefüllt mit Notizen über diese Besuche und deren Urteile über das Friedrichsruher Bauwesen. Die neuesten Bauten werden begutachtet, Ratschläge ausgetauscht, denn überall suchte man die Schloßgärten zu verschönern und zu bereichern; nirgends aber waren die Möglichkeiten schon rein räumlich so unbegrenzt wie in Friedrichsruhe“.

Die Residenz Öhringen verfügte ab 1736 neben Friedrichsruhe jedoch noch über ein zweites Sommerschloss, das – im Zusammenhang mit dem Kirchberger Hofgarten bereits erwähnte – Orangerieschloss im wenige Kilometer östlich von Öhringen gelegenen Cappel. Dem leider stark veränderten Hauptgebäude vorgelagert war ein Lustgarten mit Wasserspielen und kleineren Gartenbauten. Unmittelbar vor dem Capper Orange-rieschloss und seinem Garten verlief die alte Straße zwischen Öhringen und Schwäbisch Hall, die seit 1776 zur von Pappeln gesäumten Chaussee ausgebaut wurde und entlang der wenig später vor Öhringen die Karlsvorstadt entstand. Eine stattliche Lindenallee führt bis heute von der ehemaligen Residenzstadt Öhringen auch zum früheren Jagdschloss Friedrichsruhe (Abb. 15). Allein verbanden aber nicht nur die Residenzen und ihre

14 Weikersheim, so genanntes Gelbes Haus am Karlsberg (Foto 1997).



Trabantenschlösser miteinander; ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das ganze Territorium mit einem Netz neuer Kunststraßen überzogen. Ein pyramidaler Gedenkstein am südwestlichen Stadtausgang von Kirchberg erinnert bis heute daran mit der Inschrift: „Im Fränkischen Kreis machte Hohenlohe-Kirchberg den Anfang mit dem Chaussee-Bau hier auf dieser Stelle, 1753“.

Ausblick

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Bei der Ausgestaltung der hohenlohischen Residenzen im 18. Jahrhundert wurden erhebliche städtebauliche und landschaftsgestalterische Anstrengungen unternommen. Dabei handelt es sich um einen komplexen siedlungsgeschichtlichen Vorgang mit großer Raumwirksamkeit, der die Kulturlandschaft Hohenlohes so nachhaltig geprägt hat, dass man auch von einer Residenzlandschaft Hohenlohe sprechen kann. Diese stellt einen historischen Kulturlandschaftsausschnitt dar, dessen geschichtliche Bedeutung nicht nur an die seiner historischen Einzelemente herankommt, sondern sie in vielen Fällen sogar weit übertrifft. Damit entzieht sie sich jedoch zu einem großen Teil dem Zugriff des Denkmalschutzes und dem gängigen konservatorischen Handeln, die in Baden-Württemberg in besonderem Maße dem Einzeldenkmal verpflichtet sind.

Kulturdenkmale im Sinn des Denkmalschutzgesetzes stellen dabei zwar nicht nur die Schlossbauten, sondern auch flächenhafte historische Kulturlandschaftselemente, wie beispielsweise der Jagdpark Ludwigsruhe oder der Landschaftsgarten des Sophienbergs bei Kirchberg dar. Auch eine so komplexe Anlage wie die Öhringer Sommerresidenz Friedrichsruhe besitzt in Sachgesamtheit Kulturdenkmaleigenschaft. Diese umfasst neben den Schloss- und verschiedenen Nebengebäuden die erhaltenen Gartenbereiche sowie die Lindenallee nach Öhringen.

15 Öhringen,
Lindenallee zum Jagd-
schloss Friedrichsruhe
(Foto 1998).



Mit dem Gesamtanlagenschutz gemäß Paragraph 19 räumt das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg den Gemeinden zudem die Möglichkeit ein, bedeutende Stadtgestalten und städtebauliche Zusammenhänge durch eine kommunale Satzung unter Denkmalschutz zu stellen. Bislang sind mit Langenburg und Weikersheim freilich erst zwei der ehemaligen hohenlohischen Residenzstädte einem entsprechenden Vorschlag des Landesdenkmalamtes gefolgt; für Bartenstein ist eine Gesamtanlagenschutzsatzung zur Zeit in Arbeit. Der Gefährdung von kulturhistorischen Überlieferungen, die darüber noch hinausgehen und im Landschaftsbezug ihre wichtigste Bedeutung haben, lässt sich auf der Grundlage des Denkmalschutzgesetzes schließlich kaum mehr begegnen.

Rechtlich gesehen sind Schutz und Pflege der historischen Kulturlandschaft – wenn überhaupt – nur über ein Zusammenwirken verschiedener Rechtsinstrumente und eine Zusammenarbeit verschiedener Institutionen, auch solcher, die sich weniger der Konservierung als der Entwicklung verpflichtet fühlen, sicherzustellen. Eine ganze Reihe einschlägiger Gesetze verpflichtet die Träger raumwirksamer Planungen ausdrücklich, neben den landesrechtlich geregelten Belangen von Denkmalschutz und Denkmalpflege auch die der historischen Kulturlandschaft bei ihren Überlegungen zu berücksichtigen. Das setzt aber voraus, dass Wissen um kulturlandschaftsgeschichtliche Bedeutung erlangt und so aufbereitet wird, dass es frühzeitig und unmittelbar in die geeigneten kommunalen und regionalen Planwerke eingebracht werden und im Planungsprozess steuernd wirken kann.

Mit seinem Fachbeitrag zum Landschaftsplan der Gemeinde Weikersheim hat das Landesdenkmalamt 1997 ein Beispiel für eine solche Vorgehensweise geliefert. Kernstück ist eine thematische Karte im Maßstab 1:15000 mit allen schutzwürdigen historischen Kulturlandschaftsbestandteilen des Gemeindegebietes (Abb. 16). Ihrer Erscheinung in der Landschaft nach sind diese in Bodendenkmale (violett), Denkmale des Garten- und Landschaftsbaus (grün) und Baudenkmale (rot) unterschieden. Kulturdenkmale im Sinn des Denkmalschutzgesetzes, wie z. B. der Jagdpark Karlsberg mit dem „Gelben Haus“ (Objekt Nr. 1.20 und 1.21), werden dabei in kräftigen Farbtönen wiedergegeben; erhaltenswerte historische Landschaftselemente, denen die besondere Bedeutung von Kulturdenkmalen nicht beigegeben werden kann, wie etwa der fürstliche Weinberg und die fürstliche Kelter von 1727 und 1730 (Objekt Nr. 1.22 und 1.23), sind in blässleren Farben dargestellt. Ein ausführlicher Textteil interpretiert das Kartenbild und erläutert Vertei-

lung, Art und strukturelle Beziehungen der kartierten Einzelobjekte.

Wenigstens für eine der ehemaligen Residenzen liegt damit eine differenzierte Darstellung vor, die erkennen lässt, wie sehr die Hofhaltungen des 18. Jahrhunderts zur Einzigartigkeit der hohenlohischen Kulturlandschaft beigetragen haben, und die die Grundlage schafft für einen verantwortungsvollen Umgang mit diesem Erbe.

Literatur:

Adelmann von Adelmansfelden, Georg Sigmund Graf: Der Carlsberg bei Weikersheim. In: Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens. Julius Baum zum 70. Geburtstag am 9. April 1952 gewidmet. Stuttgart o.J. [1952]. S. 196–204.

Bauschert, Otto (Hrsg.): Hohenlohe (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 21). Stuttgart, Berlin und Köln 1993.

Ennen, Edith: Residenzen. Gegenstand und Aufgabe neuzzeitlicher Städteforschung. In: Andermann, Kurt (Hrsg.): Residenzen. Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie (= Oberrheinische Studien 10). Sigmaringen 1992. S. 189–198.

Findeisen, Peter (Bearb.): Stadt Kirchberg an der Jagst (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.13). Stuttgart 1997.

Fleck, Walther-Gerd: „Hochgräffliche“ (Hohenlohe-Öhringen) „Orangerie zu Cappel“ (Kr. Öhringen). In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 12 (1969), S. 30–37.

Grünenwald, Elisabeth: Schloß Kirchberg an der Jagst. Baugeschichte und Parkanlagen von 1590 bis 1800. In: Württembergisch Franken NF 28/29 (1953/54), S. 178–224.

Grünenwald, Elisabeth: Friedrichsruhe und seine Bauwerke. In: Hohenloher Chronik 3 (1955) Nr. 3, S. 3–4.

Hagdorn, Hans und Theo Simon: Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes (= Forschungen aus Württembergisch Franken 28). Sigmaringen 1988.

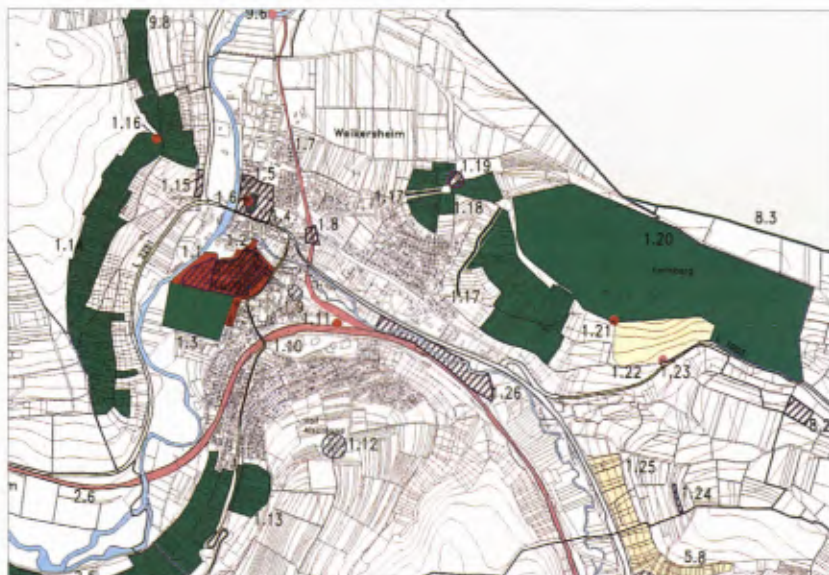
Heuß, Hermann: Hohenloher Barock und Zopf. Schloß- und Stadtbaugeschichte der ehemaligen hohenlohischen Residenzen vornehmlich nach dem dreißigjährigen Kriege. Öhringen 1937.

Knoblauch, Eberhard: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen vom Ausgang des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert. 3 Bde. o.O. [Stuttgart] 1991.

Merten, Klaus: Schlösser in Baden-Württemberg. Residenzen und Landsitze in Schwaben, Franken und am Oberrhein. München 1987.

Michels, Norbert (Hrsg.): Ansichten aus Hohenlohe. Graphiken aus vier Jahrhunderten (= Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 4). Sigmaringen 1990.

Plate, Ulrike (Bearb.): Stadt Langenburg, Stadt Schroz-



berg (Stadtteil Bartenstein) (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.12). Stuttgart 1996.

Poser, Hasso von: Der Marktplatz von Weikersheim. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 7 (1978), S. 61–67.

Rausser, Jürgen Hermann: Ingelfinger Heimatbuch. Erstes Buch Stadtgeschichte. Aus der Ortsgeschichte von Ingelfingen mit seinen Weilern und Höfen (= Heimatbücherei Hohenlohekreis 2). Ingelfingen 1980.

Schumm, Karl: Friedrichsruhe in der Geschichte. In: Hohenloher Chronik 3 (1955) Nr. 3, S. 1–3.

Schumm, Karl: Parkanlagen und Hofgärten in Hohenlohe. In: Schwäbische Heimat 19 (1968), S. 32–42.

Schumm, Marianne: Die fürstlichen Gärten in Öhringen. In: Hohenloher Chronik 2 (1954) Nr. 5, S. 1–3.

Siebenmorgen, Harald (Hrsg.): Hofkunst in Hohenlohe. Beiträge einer Arbeitstagung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, des Bildungshauses Kloster Schöntal und des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (= Forschungen aus Württembergisch Franken 44). Sigmaringen 1996.

Taddey, Gerhard: Teilungen in fränkischen Hochadelshäusern. I. Hohenlohe (= Historischer Atlas von Baden-Württemberg VI, 6). Stuttgart 1985.

Taddey, Gerhard: Hermersberg. Die Geschichte von Schloß und Wildfuhr (= Forschungen aus Württembergisch Franken 41). Sigmaringen 1992.

Der Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser im Rahmen der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland zum Thema „Denkmalpflege und landesherrschaftliche Architektur“ am 10. Juni 1998 in Erfurt gehalten hat.

Dipl.-Geogr. Volkmar Eidloth
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart

16 Karte „Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege“ zum Landschaftsplan der Gemeinde Weikersheim, Ausschnitt (Entwurf: V. Eidloth; Zeichnung: Ing. Büro Klärle, Weikersheim, 1997).

Gesamtanlage Weikersheim



Der Gemeinderat von Weikersheim, einer ehemaligen hohenlohischen Residenzstadt im Landkreis Main-Tauber, hat eine Gesamtanlagenschutzsatzung beschlossen und sich damit das Ziel gesteckt, die Altstadt mit ihren historischen Gebäuden, Straßen, Plätzen und Grünflächen auch künftigen Generationen anschaulich zu überliefern und denkmalgerecht weiter zu entwickeln.

Martin Hahn

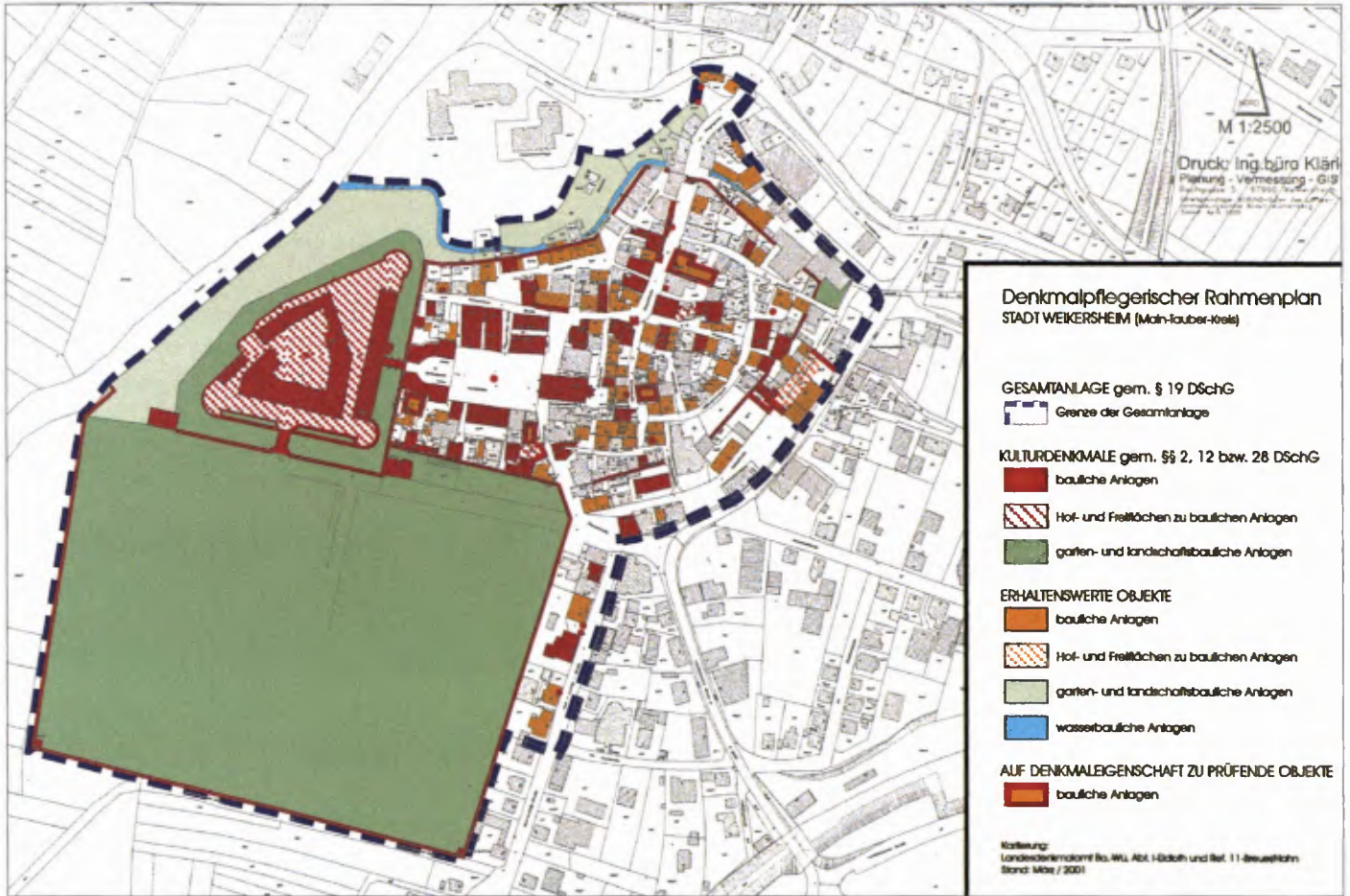
„Die Entwicklung einer kleinfürstlichen Residenz vom Ende des 16. bis Mitte des 18. Jahrhunderts liegt mit einer Anschaulichkeit vor Augen, wie sie so ungetrübt kaum wiederzufinden ist“. Mit diesen Worten kennzeichnet zu Beginn des 20. Jahrhunderts Georg Dehio die Besonderheit der Stadtanlage Weikersheim. Auch knapp hundert Jahre später verfügt die Stadt über ein in hohem Maße geschlossenes historisches Ortsbild, eine weit gehend unveränderte Grundrissstruktur und über einen beträchtlichen Anteil an historischer Bausubstanz. Um der Verpflichtung für das kulturelle Erbe gerecht zu werden, beschloss der Stadtrat im November 2000, den historischen Stadtkern Weikersheims mit kleineren vorstädtischen Bereichen als Gesamtanlage unter Schutz zu stellen. Das Ziel der Bewahrung historischer Bau- und Raumstrukturen kann die Stadt nun mit fachlicher Begründung durch das Landesdenkmalamt und mittels steuerlicher bzw.

finanzieller Anreize besser erreichen. Gleichzeitig ist mit dem Prädikat „Gesamtanlage“ ein weiterer Pluspunkt im Wettbewerb der Städte um weiche Standortfaktoren gesammelt, der insbesondere für touristische Zwecke werbewirksam eingesetzt werden kann. Neben der 1991 beschlossenen Gesamtanlagenschutzsatzung von Wertheim ist Weikersheim die zweite Gesamtanlage im Main-Tauber-Kreis.

Insgesamt gibt es in Baden-Württemberg bis heute 92 Gesamtanlagen gemäß § 19 Denkmalschutzgesetz. Zur Bedeutung der „Gesamtanlage“ innerhalb der baden-württembergischen Denkmalpflege, zu rechtlichen und fachlichen Voraussetzungen und Auswirkungen wurde bereits mehrfach im Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Stellung genommen, zuletzt in Erik Roths Beitrag über Öhningen am Bodensee (Heft 3/2000, S. 151–155), auf den hier verwiesen sei. Neben theoretischen Ausführungen zu diesem Thema



1 Weikersheim. In der Bildmitte links ist deutlich die Schlossanlage mit dem ausgedehnten Schlosspark zu erkennen, östlich schließt sich die bürgerliche Stadt an.



ist es inzwischen eine langjährige Tradition des Nachrichtenblattes, über Gesamtanlagen im Einzelnen zu berichten und sie exemplarisch vorzustellen. Diese Reihe setzen die folgenden Erläuterungen zur stadtgeschichtlichen Entwicklung und den heute vorhandenen Bau- und Raumstrukturen in Weikersheim fort.

Das Landesdenkmalamt als Berater bei Gesamtanlagen

Im Zuge der beratenden Tätigkeit hat das Landesdenkmalamt bei der Vorbereitung der städtischen Satzung eine Abgrenzung der Gesamtanlage und eine Begründung erarbeitet. Darin ist das besondere öffentliche Interesse, das an der Erhaltung des historischen Ortsbildes besteht, erklärt. Daneben wurde auch ein so genannter denkmalpflegerischer Rahmenplan erstellt. Er verzeichnet neben den eingetragenen Kulturdenkmalen auch weitere erhaltenswerte Gebäude, Freiflächen und Wasserflächen ohne Denkmaleigenschaft. In dieser Zusammenschau wird die stadtbaugeschichtliche und architekturhistorische Qualität Weikersheims besonders deutlich. Zugleich ist der Stadt sowie der unteren Denkmalschutzbehörde im Landratsamt des Main-Tauber-Kreises mit diesem Plan ein erster Anhaltspunkt zum Umgang mit Gebäuden in der Gesamtanlage gegeben.

Historisch-städtebauliche Strukturen Weikersheims

Die historische Stadtgestalt in Weikersheim ist durch drei wesentliche Teilbereiche entscheidend bestimmt:

- Am westlichen Stadtrand befindet sich das hohlohnische Residenzschloss mit umfangreicher Gartenanlage.
- Östlich davon erstreckt sich der bürgerlich geprägte Stadtkern mit einer in weiten Teilen erhaltenen Ummauerung.

2 Weikersheim, denkmalpflegerischer Rahmenplan des Landesdenkmalamtes.

3 Skizzierter Stadtgrundriss mit den im Text erwähnten Straßen bzw. Gebäuden (gestrichelt: Stadtmauer).





4 Das ehemalige hohenhlohische Residenzschloss von der Gartenseite.

– Als Gelenk zwischen beiden Bereichen dient der durch die barocke Umgestaltung geprägte Marktplatz mit dem gegenüber von Stadtkirche und Schlosseingang.

Die Schlossanlage der Fürsten zu Hohenlohe-Weikersheim

Die im 12. Jahrhundert gegründete Wasserburg bediente sich der Tauber bzw. des Vorbachs als natürlichem Flankenschutz. Sie bildete den Ausgangspunkt für das spätere hohenhlohische Residenzschloss. Der mittelalterliche Bergfried (1600 bzw. 1680 erhöht) ist heute noch Wahrzeichen der Schlossanlage und auch der gesamten Stadt.

Das im Wesentlichen durch die Um- und Neubauten des 16. und 17. Jahrhunderts gekennzeichnete Schloss beschreibt mit dem Nordflügel, dem Garten zugewandten Saaltrakt und dem so genannten Langenburger Bau im Osten ein unregelmäßiges Dreieck. Östlich anschließend wird die Schlossanlage durch den langgestreckten Marstall des späten 17. Jahrhunderts sowie den ehemaligen Wassergraben von der Stadt abgegrenzt. Die 1713 errichtete Schlossbrücke und die viertelkreisförmigen Arkadenbauten (ehem. Rentamt und Wachhaus) wirken hingegen verbindend zur bürgerlichen Ansiedlung. Der südlich des ehemaligen Burggrabens gelegene Schlossgarten wurde ab 1708 mit gekreuzten Wegen,



5 Historischer Katasterplan der Stadt von 1833.

Bassins und Parterren sowie einem aufwändigen Skulpturenprogramm gestaltet und 1991 in Teilen rekonstruiert.

Die bürgerliche Stadt

Als Nachfolger einer älteren, weiter nördlich gelegenen Dorfsiedlung bildete sich in Anlehnung an die Wasserburg des Hauses Hohenlohe die heutige Siedlung. Sie erhielt 1313 Stadtrecht und wurde in der Folge in einer unregelmäßigen Form ummauert. Der Grundriss des Ortes ist durch ein Straßenkreuz in Nord-Süd- (Haupt-/Rosenstraße) bzw. West-Ost-Achse (Hohenloher-/Kronenstraße) geprägt. Den östlichen Stadtkern erschließt halbkreisförmig die Wilhelmstraße, die wohl den Verlauf einer früheren Ummauerung nachzeichnet. Die historisch wichtigste Verkehrsader ist die breite Hauptstraße, die die Stadt beim Gänssturm im Norden betritt, am ehemaligen Rathaus nach Westen zum Marktplatz hin abknickt und die Stadt am Standort des abgegangenen südlichen Stadttors wieder verlässt. Die fehlende direkte Nord-Süd-Durchgängigkeit dieser Hauptachse kann mit der starken Orientierung des Handelsgeschehens auf den Marktplatz bzw. auf die Schlossanlage erklärt werden. Die ehemalige Burggasse (heute Hohenloher Straße) stellt die ältere Verbindung zwischen Schloss und Stadt dar. Im westlichen Teil dieser schmalen Gasse lag bis um 1680 der ursprüngliche, relativ kleine Marktplatz Weikersheims. Mit der Verlagerung des Schlosszugangs weiter nach Süden an die heutige Stelle kappte man die Burggasse und trennte das Schloss an dieser Stelle mit Mauer und Graben von der Stadt ab. Der neue Zugang, 1713 mit einer steinernen Brücke versehen, wirkte als Auslöser für die Neugestaltung des heutigen Marktplatzes (s. u.). Damit hatte die Burggasse (Hohenloher Straße) die wichtige Funktion der Ost-West-Verbindung an den Marktplatz abgegeben.

Die Grundrisstruktur der Stadt ist durch die Lage des Schlosses sowie durch die Durchgangsachsen entscheidend bestimmt. Die besondere Bedeutung der Hauptstraße wird durch die stattlichere Bebauung mit zweigeschossigen, giebelständigen Bürgerhäusern anschaulich, in die sich auch dreigeschossige traufständige Gebäude einreihen. Abseits dieser historischen Hauptverkehrsader sind die engen, oft abgewinkelten Gassen mit kleineren, schlichteren Ackerbürger- bzw. Weingärtnerhäusern bebaut. In der Regel handelt es sich um verputzte Fachwerkhäuser mit massivem Erdgeschoss über teilweise stattlichen gemauerten Kellern. Zahlreiche Details der Fassadengestaltung wie Fenster- und Türgewände sind bis heute erhalten geblieben. Vielfach finden sich

auch über das gesamte Altstadtgebiet verteilt ältere Scheunenbauten, die auf die landwirtschaftliche Tradition verweisen. In die meist aus dem 16. bis 18. Jahrhundert stammende Bausubstanz sind einige jüngere Bauten des späteren 19. und 20. Jahrhunderts eingestreut.

Die Stadtmauer ist in einigen Bereichen bis heute sichtbar. Vielfach dient sie als Rückseite der bestehenden Bebauung. Der vorgelagerte Grabenbereich – im Norden durch den Mühlgraben der Stadtmühle gebildet – ist heute nur noch in Resten erhalten. Seit dem 18. Jahrhundert wird das Areal im Süden und Osten vor der Stadtmauer

6 Die Hauptstraße zum Gänssturm als wichtigste Achse der bürgerlichen Stadt.

7 Die Hauptstraße beim Rosenbrunnen. Im Hintergrund die Türme der Stadtkirche.





8 Der Marktplatz nach Westen zum Schloss mit den vorgelagerten, ehrenhofartigen ausgebildeten Arkaden (Foto der 1960er Jahre).

Zug um Zug bebaut. Mit dem 1745 im südlichen Vorfeld der Stadtbefestigung errichteten Spital hat der Bereich vor der Mauer sogar eine wichtige städtebauliche Dominante erhalten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird mit der benachbarten neuen Schule ein weiteres Gebäude mit öffentlicher Funktion in das Areal des ehemaligen Stadtgrabens gesetzt.

Als ortsbildprägende Anlagen in Weikersheim dürfen schließlich die Brunnen nicht unerwähnt bleiben, wie etwa der Markt-, der Rosen- und der Fischbrunnen. Die genannten drei Hauptbrunnen, alle in den 1760/70er Jahren aufgestellt, werden bis heute betrieben.

Südlich an die ummauerte Stadt anschließend findet sich entlang der Schlossgartenummauerung ein kleineres Stadterweiterungsgebiet des frühen 19. Jahrhunderts (Karl-Ludwig-Straße), das in seiner Geschlossenheit noch gut nachvollziehbar ist und daher in die Gesamtanlage einbezogen wurde.

Marktplatz

Seit dem Bau der Pfarrkirche ab 1418, besonders aber mit der Verlegung des Schlosszugangs um 1680 sind die Bürgerstadt im Osten und das Schloss im Westen enger miteinander verknüpft in dem für Weikersheim charakteristischen Gegenüber von Kirche und Schloss. Erst mit der barocken Überformung des Marktplatzes im 18. Jahrhundert wird jedoch die vielfach gerühmte städtebauliche Einheit zwischen Schloss und Stadt gebildet. Als maßgebender Gestalter der Platzgestalt darf Carl Ludwig Graf von Hohenlohe gelten, der von 1709 bis 1756 in Weikersheim residierte. Sowohl die in den Platzraum hineinschiebende Stadtkirche als auch die beiden Arkaden- und Kopfbauten als Gegenüber geben dem

längsrechteckigen Platz seine unverwechselbare Gestalt. Mit dem halbkreisförmigen Schlosseingang wird der Marktplatz gleichsam zum formalen und funktionalen Vorplatz bzw. Ehrenhof des Schlosses. Überhöht werden die beiden Gegenpole Stadt und Schloss durch den Kirchturm und den Bergfried. An den Längsseiten des Marktes stehen fast durchgängig traufständige Barockgebäude mit Mansarddächern. Besonders stattlich ist der ehemalige Kavalierebau von 1711, Wohnung der Hofbeamten, an der südlichen Platzwand, der heute das Rathaus birgt. Selbst das Kornhaus als einziges älteres Gebäude am Platz (16./17. Jahrhundert) ist zur Vereinheitlichung der Platzgestalt seit 1712 mit einem barocken Portal versehen. Ein größerer Stadtbrand zwischen Burggasse und nordöstlichem Marktplatz 1784 sowie der anschließende Wiederaufbau führten zur weiteren Vereinheitlichung der Bausubstanz im barocken Planungssinn, obwohl inzwischen kein das Bauwesen kontrollierender Graf mehr vor Ort residierte. Auch mit dem 1768 in der Platzmitte aufgestellten Marktbrunnen wurde nach Erlöschen der Residenzfunktion Weikersheims der Hauptplatz der Stadt weiter vereinheitlichend gestaltet. Der Marktplatz ist somit



9 Der Marktplatz nach Osten zur Stadtkirche, die sich in den Platzraum hineinschiebt (Foto der 1960er Jahre).

zwar kein vollkommen homogener, in einem Zuge durchgeplanter Barockplatz mit völlig gleichartigen Gebäuden. Im Planen und Bauen am Platz lässt sich aber mit dem Ziel einer einheitlichen Platzwirkung über mehrere Architekturepochen hinweg eine überaus bemerkenswerte städtebauliche Leistung erkennen. Trotz oder gerade wegen der gewachsenen Geschichte des Marktplatzes empfindet der heutige Betrachter eine starke Harmonie im Platzbild. Mit der zur Zeit anstehenden Umgestaltung des Marktplatzes sollen die architekturgeschichtlichen Leitbilder der Vergangenheit sinnvoll für die Zukunft fortgeschrieben werden. Insbesondere die Fragen der Parkierung sowie der Oberflächengestaltung werden daher in der Stadt intensiv diskutiert.

Insgesamt lässt die überlieferte Stadtgestalt noch sehr deutlich die städtebaulich-architektonische Unterordnung des bürgerlichen Gemeinwesens unter die ortsherrliche Schlossanlage erkennen. Mit dem Marktplatz und seiner Bebauung ist das Bindeglied zwischen beiden Bereichen geschaffen, das gleichermaßen Mittelpunkt der Stadt ist. Weikersheim wird insbesondere geprägt durch den auf eine kleinstädtische Residenzhaltung abgestimmten Umbau einer mittelalterlichen Stadt nach architektonisch-städtebaulichen Ideen des 17. und 18. Jahrhunderts. Aufgrund der beson-

deren Bedeutung als hohenlohische Residenzstadt mit sehr gut überliefertem, barock überformtem Baubestand, einem nahezu vollständig erhaltenen Stadtgrundriss, einer in weiten Teilen erhaltenen Stadtumwehrgung sowie einer einzigartigen kulturlandschaftlichen Einbettung in das Taubertal mit seinen charakteristischen Steinriegelhanglagen ist Weikersheim als Gesamtanlage zu bezeichnen, an deren Erhaltung ein besonderes öffentliches Interesse besteht.

Ausgewählte Quellen und Literatur:

Königlich statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Mergentheim. Stuttgart 1880. S. 778–830.

Hasso von Poser: Der Marktplatz von Weikersheim. In: Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Heft 2/1978, S. 61–67.

Arno Stolze: Stadtbaugeschichte von Weikersheim an der Tauber. Weikersheim 1946/47 (maschinenschriftlich).

Dr.-Ing. Martin Hahn

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart*



Der Heidelberger Spitalfriedhof

Einblick in das mittelalterliche Gesundheitswesen

Bei Notgrabungen in der Heidelberger Altstadt mussten 1986/87 unter dem Kornmarkt und unter dem „Prinz Carl“ das mittelalterliche Spital und der dazugehörige Spitalfriedhof untersucht werden. Das Bürgerspital bestand vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis 1556. Der Spitalfriedhof mit 1000 geschätzten Grablegen wurde bereits Anfang des 15. Jahrhunderts aufgelassen. Der aus einem Vortrag hervorgegangene Bericht schildert die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen am Skelettmaterial aus dem Heidelberger Spitalfriedhof vor dem Hintergrund des mittelalterlichen Gesundheitswesens, für das u.a. auch aufschlussreiche und wichtige Zeugnisse und Quellen der arabischen Medizinalgeschichte herangezogen werden.

Joachim Wahl

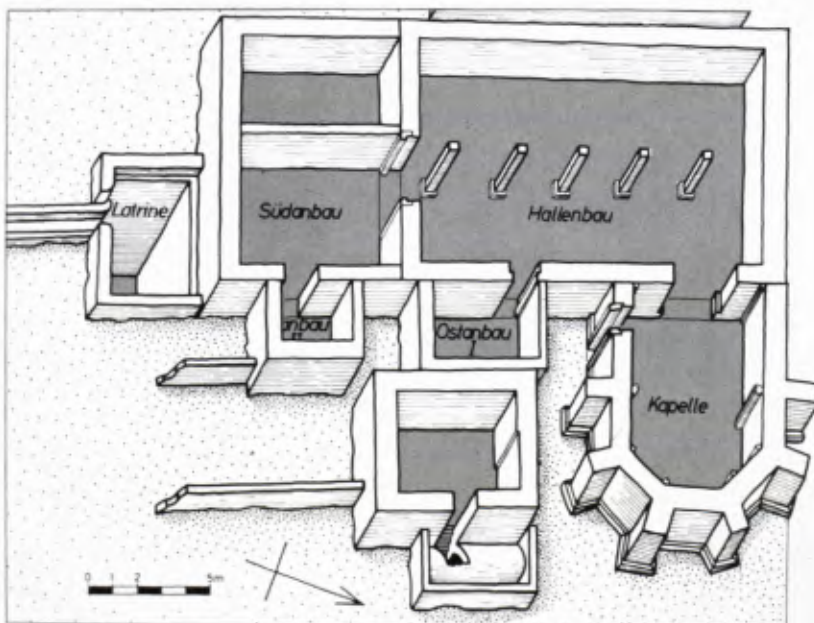
„Wir fuhren hinaus und sahen Tausende von Knochen und Gebeinen. Wir untersuchten sie aufs genaueste und gewannen einen Haufen Wissen aus diesem Studium, ein Wissen, wie wir es niemals aus dem Studium von Büchern erlangt hätten.“ Dieser Ausspruch des Arztes und Gelehrten Abd al-Latif aus Bagdad (1162–1231) könnte als Leitsatz über jeder anthropologisch-osteologischen Arbeit stehen. Gerade heute, wo die immensen Fortschritte biochemischer Methoden und Untersuchungsansätze, insbesondere der DNA-Analyse, Aussagen über unsere Vorfahren gestatten, die bis vor wenigen Jahren nur als Spekulationen formuliert wurden, darf die direkte Begutachtung des Knochenmaterials „nach alter Väter Sitte“

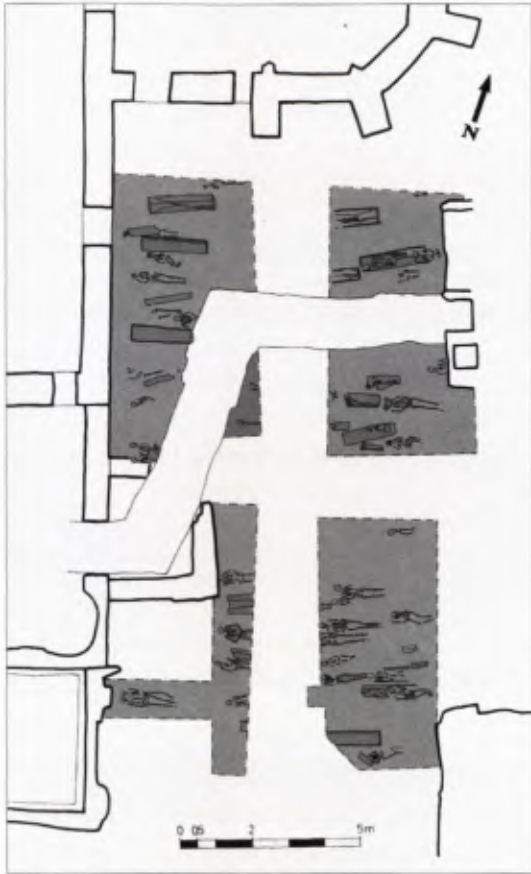
nicht aus den Augen verloren werden. (Prä)historische Skelettreste erschließen sich nicht nur auf analytischem Wege, ebenso wenig nur durch Bücherstudium, sondern durch die sinnvolle Kombination aller jeweils verfügbaren Methoden.

20 bis 30 Generationen vor unserer Zeit

Die Zeiten um 1300 sind schlecht: Nach expansivem Bevölkerungswachstum sind die Nahrungsressourcen erschöpft. Es folgen Hungersnöte und zwei verheerende Pestwellen (1347–1352 und 1382), welche die Bevölkerung um durchschnittlich 40%, in einigen Regionen um bis zu 70% dezimieren. Zunächst werden stinkender Rauch vom Himmel, verendete Fische, die Juden oder – je nach regionalen Abneigungen – die Engländer, giftschwängere Dünste aus Meteoren oder der Zorn Gottes für diese Seuchenzüge verantwortlich gemacht. Die erste wissenschaftliche Beurteilung der Epidemie (Paris, im Oktober 1348) liest sich auch nicht viel konkreter: „Wir, die Mitglieder des Medizinalkollegiums zu Paris, geben ... nach gründlicher Durchsprechung des herrschenden Sterbens und nach Erforschung der Meinung unserer alten Meister eine klare Darstellung der Ursachen dieser Pest ... u.a. verendete Fische im Wasser, auch kalte, feuchte und wässrige Speisen sowie zuviel Bewegung können schaden, Gemütsregungen, Trunkenheit und Bäder sind gefährlich, Olivenöl zur Speise und der Umgang mit Weibern sind tödlich“. Bei der zweiten Pestwelle – ca. 30 Jahre später – erkennt man dann, lange nach den Arabern, auch bei uns das Phänomen der Ansteckung. Heute kann der Pesterreger Yer-

1 Heidelberg, Grabung Kornmarkt. Zeichnerische Rekonstruktion des Spitals (ältere Bauphase, ca. 2.Hälfte 13. Jh. bis gegen 1430) mit großem Hallenbau und angebauter Kapelle.





beln, Kohl und Hülsenfrüchten. Die Kartoffel wird erst um 1530 durch die Spanier in Europa eingeführt, sie wird erst seit dem 17. Jahrhundert für größere Bevölkerungsschichten verfügbar sein. Unter den Getreidesorten dominieren Roggen, Gerste und Saatweizen. Öl wird aus Raps oder Bucheckern gewonnen, gesüßt wird bis zum 17. Jahrhundert ausschließlich mit Honig.

Daneben sind z. B. für Heidelberg archäobotanisch immerhin 41 Obst- und Nussarten nachgewiesen (Erdbeeren zählen botanisch auch zu den Nüssen), 14 Heil- und Zierpflanzenarten sowie zahlreiche Gewürzpflanzen, wie z. B. Kümmel, Dill und Knoblauch. Wer es sich leisten kann, kauft importierten Pfeffer, Zimt, Nelken, Ingwer, Datteln, Feigen, Rosinen oder Granatäpfel. Der Fleischkonsum ist in den unteren Bevölkerungsschichten eher gering, in der Upper class dagegen um so üppiger. Der Haustierbestand entspricht etwa dem heutigen. Dazu kommen jagdbares Wild und Fisch. Getrunken wird hauptsächlich so genanntes Dünnbier. Alles in allem isst man – im Vergleich zu heute – schwerer, unregelmäßiger und dafür größere Mengen auf einmal.

Die Lebensbedingungen in der Stadt sind ungesund, die hygienischen Verhältnisse katastrophal. Erst im 14. Jahrhundert werden die Straßen gepflastert, das Badewesen beginnt sich zu etablie-

2 Teilplan des Friedhofes südlich vom Spital.

3 Freilegung von Bestattungen im Spitalfriedhof.

sinia pestis sogar per DNA-Analyse in den Knochenresten ehemals Betroffener direkt nachgewiesen werden

Wie andere größere Städte in Deutschland zählt Heidelberg im Spätmittelalter kaum mehr als 20 000 bis 30 000 Einwohner, die größte Stadt war Köln. Schon damals gab es – wie heute – einen Frauenüberschuss. Vier bis fünf Personen pro Haushalt wohnen auf engstem Raum zusammen. Die mittlere Lebenserwartung liegt für Männer bei 35 Jahren, für Frauen um 31 Jahre (noch im 18. Jh. mit 37 Jahren weit entfernt von den heutigen Dimensionen). Ab dem 7. Lebensjahr gilt ein Kind als so weit entwickelt, dass es für seinen Lebensunterhalt selber aufkommen kann. Der Zeitraum des Übergangs in die Arbeitswelt der Erwachsenen und das Verlassen der Familie lässt sich zwischen dem 8. und 13. Lebensjahr eingrenzen. Das Heiratsalter liegt bei 16 bis 20 Jahren, ein Mädchen heiratet oder geht ins Kloster. Auf jedes Elternpaar kommen im Schnitt mehr als elf Geburten. Fast die Hälfte der Kinder stirbt vor dem 14. Lebensjahr, sechs bis sieben Kinder vor Erreichen des Erwachsenenalters. Die Männer sind im Durchschnitt 1,68 m groß, die Frauen um 1,56 m. Für Handwerker sind tägliche Arbeitszeiten von 17 bis 18 Stunden üblich.

Die Ernährung ist unmittelbar von den finanziellen Möglichkeiten der Familie abhängig, oft karg und wenig vielfältig. Sie besteht bei den Ärmern vor allem aus Brot, Getreidegrütze, Schmalz, Zwie-



4 Die Bestattungen lagen sehr dicht beieinander. In einigen Grabungsschnitten wurden bis zu elf Bestattungslagen übereinander angetroffen.



ren. Bislang galt Wasser als schädlich. Schmutzwasser, Fäkalien und gewerbliche oder Schlachtabfälle werden auf dem eigenen Grundstück in Abfallgruben oder Latrinen entsorgt. Diese liegen vielfach in unmittelbarer Nähe des Hausbrunnens für die Wasserversorgung. So gehören Wurmmittel zwangsläufig zum festen pharmakologischen Bestand der Heilkundigen. Als Eingeweideparasiten sind u. a. nachgewiesen: Spulwurm, Peitschenwurm, Fischbandwurm und Großer Leberegel, auf deren Krankheitsbilder hier allerdings nicht näher eingegangen werden soll.

Das Gesundheitswesen

Es gilt zu unterscheiden zwischen studierten Ärzten, die als reine Theoretiker lediglich Buchwissen weitergeben und anwenden, und Chirurgen, die von ersteren – wie auch die Wundärzte, Bader, Schröpfer und Feldscherer – als niedere Handwerker regelrecht verachtet und dicht neben den

5 Verstorbene Neugeborene wurden zwischen zwei Firstziegeln beerdigt.



Scharfrichtern unter den „unehrlichen“ Berufen eingestuft werden. Zudem gibt es noch herumziehende Spezialisten wie Starstecher, Zahnreißer und Steinschneider. Noch Mitte des 12. Jahrhunderts ist die Chirurgie aus den Schulen der Medizin ausgeschlossen, sie gründet ihren ersten Berufsverband im Jahr 1255 in Paris. Während bei den Arabern schon seit dem 10. Jahrhundert Prüfungen für Ärzte vorgeschrieben sind, wird ihr Studium bei uns erst 300 Jahre später reglementiert. Im Jahr 931 sind alleine in Bagdad 860 Ärzte registriert, zur gleichen Zeit findet man im ganzen Rheingau nicht einen einzigen. In Cordoba sind Mitte des 10. Jahrhunderts alleine 50 Krankenhäuser bekannt. In unseren Breiten kann man noch Mitte des 18. Jahrhunderts den Begriff „Ärztedichte“ kaum verwenden, für ganz Württemberg sind lediglich 33 Amtsärzte zuständig. Ein Zustand, von dem frisch examinierte Mediziner der Jetztzeit als Leidtragende von Ärzteschwemme und Niederlassungsverbot nur träumen können.

Doch die Unterschiede im Know-how gingen noch viel weiter, im Abendland starben die Patienten reihenweise, weil seit Hippokrates als „der Weisheit letzter Schluss“ galt, in den Wunden den „guten und löblichen Eiter“ hervorzurufen. Die Wunden werden mit Eiweiß und Rosenöl behandelt, worauf der Eiter nur so gezüchtet wird. Mit einer entsprechenden Konstitution und etwas Glück vernarben sie trotzdem nach wochenlangen Schmerzen. Dagegen kennt man im Orient schon lange die keimtötende Wirkung warmer Kompressen mit starkem, altem Rotwein – eine Methode, die erst 1959 in Europa neu entdeckt werden sollte. Schon die vorislamischen Araber verwendeten Antibiotika bei der Behandlung infizierter Wunden, Schimmelpilze des *Penicillium* und *Aspergillus*, die sie von den Geschirren ihrer Lastesel ernten und zu Salben verarbeiten. Auch bei der Schmerzbetäubung, die sich bei uns in reichlichen Alkoholgaben erschöpft, sind die Araber weit voraus. Sie kennen bereits die Vollnarkose mit Hilfe von Schwammstückchen, die mit einem Saft aus Haschisch, Wicken und Bilsenkraut getränkt sind. Luftgetrocknet werden sie bei Gebrauch angefeuchtet und dem Patienten in die Nase gesteckt, die Schleimhäute nehmen die Lösung auf und der Kranke versinkt in Tiefschlaf. Ende des 1. Jahrtausends ist fast der gesamte Mittelmeerraum in arabischer Hand – dort sind differenzierte Behandlungsmethoden bekannt und werden bedeutende medizinische Lehrbücher verfasst (z. B. ein Werk, in dem alleine 130 verschiedene Augenkrankheiten beschrieben sind). Gleichzeitig befinden wir uns in einem Stadium erbärmlichen Pseudowissens, das die Patienten nicht nur Geld, sondern oft genug das Leben kostet. Als All-

heilmittel gelten Aderlass und Schröpfkuren. In den arabisch beeinflussten Gesundheitsregeln von Salerno heißt es dagegen:

„Kalte Naturen, das Kind wie den Greis,
bei rasendem Schmerz, bei Klima wie Eis.
Jene, die unlängst im Bade geschwitzt,
oder bei Liebeswonnen erhitzt.
Jene, so liegen schon länger krank,
oder so voll sind von Speise und Trank.
Wann zu empfindlich ihr Magen,
und schwächlich und nichts kann vertragen.
Wann es sie grauet und eckelt baß,
solche verschone vom Aderlaß“.

Mancher, später als genial beurteilte spätmittelalterliche oder frühneuzeitliche Mediziner hat schlicht aus alten arabischen Werken abgeschrieben.

Auch die Kirche hat ihren Anteil an dieser Einstellung des Abendlandes zur Medizin. Sie misstraut vor allem den Praktikern mit ihrem blutigen Handwerk, die sich am Heiligsten auf Erden vergreifen, dem Menschen als Abbild des Leibes Christi. Die Verwendung weltlicher Arzneien, Kräuter und Wurzeln beweist mangelndes Vertrauen in den Allmächtigen. Es ziemt sich nicht, das Seelenheil durch den Gebrauch irdischer Hilfe in Gefahr zu bringen. Seit dem Jahr 1215 wurde von Papst Innozenz III. jedem Arzt bei Strafe des Ausschlusses aus der Kirche strikt verboten, einen Kranken zu behandeln, der nicht vorher gebeichtet hat. Pech für den, der bewusstlos eingeliefert wird oder vor Schmerzen nicht sprechen kann. Bereits 1130 wurde den Klerikern auf dem Konzil von Clermont jegliche ärztliche Tätigkeit und 1163 auf dem Konzil von Tours nochmals die Ausübung der Chirurgie untersagt – das war das Ende der Klostermedizin und gleichzeitig der Beginn der scholastischen Medizin. Die erste Sektion an einer menschlichen Leiche fand 1286 im italienischen Cremona statt, die erste gerichtsarztliche Obduktion 1302 in Bologna. Im späteren 14. Jahrhundert wurden die Hochschulen vor allem mit Leichen von Hingerichteten versorgt.

Die mittelalterlichen Krankenanstalten

Die christliche Krankenpflege steht unter dem Gebot der Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Die Finanzierung der Hospize wird durch Stiftungen wohlhabender Bürgern gedeckt, die in Sorge um ihr Seelenheil oft erhebliche Summen spenden. Dazu kommen die Einlagen der Pfründner, die damit ihre Betreuung am Lebensabend sichern und dem Spital meist noch einen Teil ihres Besitzes zusprechen. Manche Einrichtungen gelangen so mit der Zeit zu beträchtlichem Vermögen und entwickeln sich zu florierenden Wirtschaftsunterneh-



men mit unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern. So kann sich z. B. das Konstanzer Haus später u. a. als Kreditinstitut betätigen.

In Heidelberg wird das Spital Ende des 13. Jahrhunderts erstmalig erwähnt, es bestand aber schon etwas länger (Abb. 1). Wie in anderen Städten dient diese Einrichtung nicht nur der Krankenpflege, sondern ebenso als Altersheim, zur Aufnahme von Gebrechlichen, Armen, Findelkindern und Waisen sowie als Herberge für Obdachlose, Reisende und Pilger.

Ursprünglich war nur ein einfacher Rechteckbau von ca. 15 m × 9 m errichtet worden, der mit einem schlichten Lehmfußboden ausgestattet ist. Später wurde er erweitert und eine Kapelle angebaut. Im Jahre 1556 wird das Spital dann ins Dominikanerkloster verlegt.

An dieser Stelle sei ein kurzer Zustandsbericht aus dem Hôtel-Dieu (der Herberge Gottes) in Paris eingeschoben, einem der ersten und nach dem Urteil von Zeitgenossen, einem der besten Hospitäler des Abendlandes. Ähnlichkeiten mit dem Heidelberger Spital oder anderen derartigen Einrichtungen sind rein zufällig:

„Auf dem ... Boden lag Stroh aufgeschichtet, und auf dieser Streu drängten sich die Kranken ..., die Füße der einen neben den Köpfen der anderen, Kinder neben Greisen, ja sogar, unglaublich aber wahr, Männer und Weiber untermischt ... Individuen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, neben solchen, die nur an einem leichten Unwohlsein litten; Leib an Leib gepresst ächzte eine Gebärende in Kindeswehen, wand sich ein Säugling in Konvulsionen, glühte ein Typhuskranker in seinem Fieberdelirium, hustete ein Schwind-süchtiger und zerriss sich ein Hautkranker mit wütenden Nägeln die höllisch juckende Haut ... Den Kranken fehlte es oft am Notwendigsten; man gab ihnen die elendesten Nahrungsmittel in ungenügenden Quantitäten und unregelmäßigen Zwischenräumen, ... mit einiger Reichlichkeit nur

6 Der Oberkörper eines 4–6jährigen Kindes war bei der Bestattung mit einem Firstziegel abgedeckt worden.



7 Rechtes und linkes Schienbein eines ein- bis zweijährigen Säuglings mit „Säuglingsosteomyelitis“ (Knocheneiterung infolge bakterieller Infektion). Das Kind ist wahrscheinlich an einer Blutvergiftung gestorben.

dann, wenn wohlthätige Bürger aus der Stadt sie ihnen brachten. ... jeder konnte bringen, was er wollte, und wenn die Kranken an einem Tag halb verhungerten, konnten sie vielleicht an einem anderen Tag sich in unmäßigem Suff berauschen und durch Überanstrengung des Magens töten. Das ganze Gebäude wimmelte förmlich von scheußlichstem Ungeziefer, und die Luft war am Morgen in den Krankensälen so pestilenzialisch, dass Aufseher und Wärter nur mit einem Essigschwamm vor dem Munde einzutreten wagten. Die Leichen blieben gewöhnlich vierundzwanzig Stunden und oft noch länger auf dem Sterbelager, ehe sie entfernt wurden, und die übrigen Kranken hatten während dieser Zeit das Lager mit dem starren Körper zu teilen, der in der infernalischen Atmosphäre bald zu riechen begann und um den die grünen Aasfliegen schwärmten ...“ An diesen Zuständen sollte sich auch in anderen Etablissements bis ins 17. Jahrhundert hinein nichts Wesentliches ändern.

Im Vergleich dazu hier die Kurzfassung eines Briefes aus einem arabischen Krankenhaus, wie es bereits gegen Ende des 1. Jahrtausends zwischen dem Himalaja und den Pyrenäen anzutreffen war. Die Zustände hören sich geradezu paradiesisch an und könnten auch dem Prospekt einer modernen Kurklinik der High society entnommen sein:

„Lieber Vater! ... Wenn ich entlassen werde, bekomme ich vom Krankenhaus einen neuen Anzug und fünf Goldstücke für die erste Zeit, damit ich nicht sofort wieder arbeiten muss ... Du musst aber bald kommen, wenn Du mich hier noch finden willst. Ich liege auf der orthopädischen Station neben dem Operationssaal. Wenn Du durch das Hauptportal kommst, gehst Du an der südlichen Außenhalle vorbei. Dort wird jeder Kranke zuerst ... untersucht, und wer nicht unbedingt Krankenhausbehandlung braucht, bekommt ein Rezept, das er sich nebenan in der ... Apotheke anfertigen lassen kann. Ich wurde ... registriert ... ein Wärter ... machte mir ein Bad und steckte mich in saubere Krankenhauskleidung. Aber Du lässt linker Hand auch die Bibliothek und den großen Hörsaal ... hinter Dir. Der Gang links vom Hof führt zur Frauenstation, Du musst Dich also rechts halten und an der Inneren Abteilung und der Chirurgischen vorbeigehen ... Wenn Du Musik oder Gesang aus einem Raum vernimmst, sieh' hinein. Vielleicht bin ich dann schon in dem Tagesraum für die Genesenden ... Als der Chefarzt heute morgen ... auf Visite war und mich untersuchte, diktierte er dem Stationsarzt etwas, was ich nicht verstand. Der erklärte mir hinterher, dass ich ... bald entlassen werde. Dabei mag ich gar nicht fort. Alles ist so hell und sauber hier. Die Betten sind weich, die Laken aus weißem Damast und die Decken flaumig und fein wie Samt. In je-

dem Zimmer ist fließendes Wasser, und jedes wird geheizt, ... Fast täglich gibt es Geflügel oder Hammelbraten für den, dessen Magen es verträgt. Mein Nachbar hatte sich schon eine ganze Woche lang kränker gestellt, als er war, nur um die zarten Hühnerbrüstchen noch ein paar Tage länger genießen zu können. (Doch) der Chefarzt hat(te) ... Verdacht geschöpft ...“

Der Spitalfriedhof in Heidelberg

Der zum Heidelberger Spital gehörige Friedhof (Abb. 2 bis 4) ist von einer Mauer umgeben. Er reicht im Osten bis an den Burgweg, im Süden bis zur Ingramstraße, ist aber so dicht belegt, dass er schon in den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts keine Bestattungen mehr aufnehmen kann.

Die von Februar bis August 1987 währende Ausgrabung bringt die Skelettreste von mehr als 300 Personen zutage, die teilweise in bis zu elf (!) Schichten übereinander bestattet wurden (Abb. 4). Dabei werden immer wieder ältere Bestattungen zerwühlt, die Erde „wimmelt“ förmlich von Menschenknochen. Die Gesamtbelegung wird auf mehr als 1 000 Grablegen geschätzt; sie ruhen größtenteils noch jetzt unter dem Kornmarkt. Die Toten werden in gestreckter Rückenlage in west-östlicher Richtung und aus Kosten- sowie Platzgründen meist nur in einfache Leinentücher eingewickelt beerdigt. Nur einem Fünftel der Verstorbenen wird ein einfacher Brettersarg aus Fichten- oder Tannenholz zuteil, der – von Fall zu Fall angefertigt – mit einer durchschnittlichen Breite von 40 cm ebenfalls ziemlich schmal ausfällt. Föten, Neugeborene und Säuglinge legt man zwischen zwei Firstziegel, gelegentlich werden auch noch bei älteren Kindern der Kopf- und Oberkörperbereich mit solchen Ziegeln abgedeckt (Abb. 5 u. 6).

Zusätzlich zu den Spitälern existiert meist noch ein Siechen-, Leprosen- oder Gutleuthaus außerhalb der Stadt, in dem Kranke mit ansteckenden Krankheiten, eben auch Leprakranke oder so genannte Hexen nach überstandener Folterung aufgenommen werden. Die Lepra – auch „Aussatz“ genannt – ist, wie Knochentuberkulose und Mutterkornvergiftungen weit verbreitet. Sie führt zu Verstümmelungen an Gesicht und Händen und ist somit auch am Skelett nachweisbar. Mitte des 13. Jahrhunderts gibt es in Europa schätzungsweise 20 000 solcher Einrichtungen. Das Heidelberger Leprosenhaus steht zunächst in der Planckengasse, wird dann aber in die Au bei Schlierbach verlegt. Die Einweisung erfolgt nach einer „Lepraschau“ an der Universität, die in der Art eines Gerichtsprozesses durchgeführt wird. Dabei werden standardmäßig 16 Symptome begutachtet: Neben Hautausschlägen und Schwellungen

u. a. auch Phänomene wie betrügerisches und zorniges Wesen, Haarausfall, Alpträume oder Gänsehaut bei Luftzug. Danach steht zu befürchten, dass auch mancher von uns heute in Gefahr geraten wäre, eingeliefert zu werden. Der Betroffene hat zwar prinzipiell die Möglichkeit, Einspruch einzulegen und ein weiteres Gutachten einzuholen, was aber in der Praxis nur selten Erfolg gehabt haben dürfte. Er wurde dann von bürgerlicher und auch kirchlicher Seite regelrecht für tot erklärt und ins Siechenhaus abgeschoben. Man ist sich zwar der Ansteckungsgefahr bewusst, doch sollte das Lepra-Virus erst 600 Jahre später (1873) entdeckt werden.

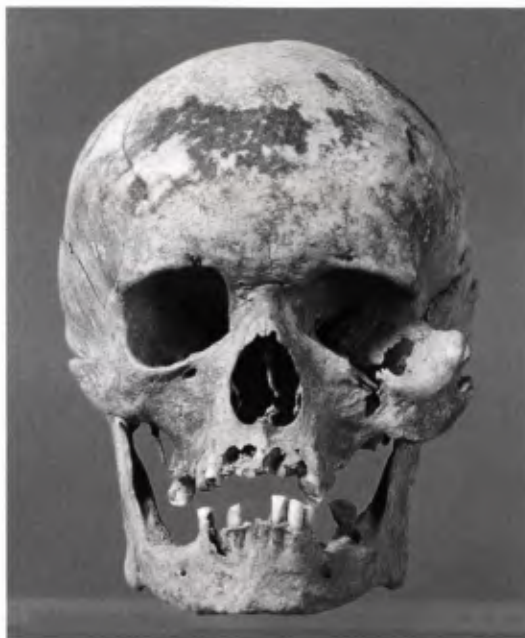
Die Skelettreste

Die Untersuchung der 1987 geborgenen Skelettreste ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Speziell die detaillierte Erfassung der zahlreichen Krankheitsbefunde, deren statistische Auswertung und Verteilung nach Altersgruppen und Geschlecht sollen jedoch demnächst im Rahmen einer umfangreicheren vergleichenden Studie erfolgen. Es lassen sich allerdings schon jetzt einige Zwischenergebnisse festhalten:

23% der Personen sind in einem Alter unter 14 Jahren gestorben. Unter den Erwachsenen sind mehr Männer als Frauen vertreten. Das durchschnittliche Sterbealter liegt insgesamt bei ca. 33 Jahren. Die Männer wurden im Mittel etwa vier Jahre älter als die Frauen. Bei den Frauen starben bereits 67% im Alter zwischen 20 und 40 Jahren, die Männer eher in späteren Dekaden, und ab dem 60. Lebensjahr scheint das Verhältnis wieder ausgeglichen zu sein. Die große Typenvariation hinsichtlich der vorliegenden Schädelformen und Körperproportionen ist charakteristisch für eine Stadtbevölkerung.

Fast 36% aller Bestatteten litten unter mehr oder weniger starken, zum Teil altersbedingten Degenerationserscheinungen im Bereich der Wirbelsäule bis hin zu Blockwirbelbildungen oder rheumatischen Veränderungen der großen Gelenke Schulter, Ellbogen, Hüfte und Knie, bis hin zu fortgeschrittenen Arthrosen, zur Auflösung des Gelenkknorpels und zu Gelenkversteifungen. Dabei tauchen fortgeschrittene degenerative Prozesse auch bei jüngeren Individuen auf, die offensichtlich über längere Zeit schweren körperlichen Belastungen ausgesetzt waren. Sie sind ein Indiz unter mehreren, dass im Heidelberger Spital Personen aus unterschiedlichen sozialen Schichten vertreten waren.

Dazu kommen Osteoporose, Knochentuberkulose, schwere entzündliche Veränderungen (Abb. 7), ein fraglicher Hydrocephalus (Wasserkopf) sowie Hinweise auf teilweise massive Entwicklungsstö-



8 Schädel eines etwa 50jährigen Mannes mit verheilter Fraktur des linken Joch- und Schläfenbeins. Die Verletzung geht auf die Einwirkung eines länglichen, scharfkantigen Gegenstands zurück. Der Mann dürfte dabei sein linkes Auge eingebüßt haben.

rungen infolge Mangelernährung oder Parasitenbefall, unter anderem Rachitis, anämische Zustände oder Skorbut.

Unter den traumatischen Befunden dominieren Rippen- und Unterarmfrakturen. Brüche des Oberschenkels oder Schädelverletzungen sind seltener. In den meisten Fällen dürften als Ursachen häusliche oder Arbeitsunfälle, Händel oder auch Stürze in Frage kommen. Die Frakturen wurden – wenn überhaupt – nur sehr mangelhaft eingerichtet und geschient (Abb. 9). So waren bleibende Körperbehinderungen keine Seltenheit: z. B. eine Frau, die sich infolge eines versteiften linken Knies mit Sicherheit nur noch auf Krücken fortbewegen konnte, eine weitere mit komplizierter Fraktur und Luxation des linken Oberschenkels und anschließender schwerer Atrophie, ein ca. 50jähriger Mann mit verheilter, scharfkantiger Gewalteinwirkung im Bereich des Gesichtes, in deren Folge er sein linkes Auge eingebüßt haben dürfte (Abb. 8), oder ein etwa Gleichaltriger, dessen rechte Hand oberhalb des Handgelenkes abgetrennt war (Abb. 10).

Ein anderes Feld sind die Zahn- und Kieferbefunde, die im Rahmen einer zahnmedizinischen Dissertation 1992 erfasst wurden. Danach weisen fast 73% aller Gebisse mindestens einen, meistens mehrere kariöse Defekte auf. Alleine unter den Erwachsenen sind mehr als 85% betroffen. Dabei besteht zwischen den Geschlechtern kein signifikanter Unterschied. Jeweils etwa 70% aller auf dem Spitalfriedhof bestatteten zeigen intravitale Zahnverluste und mehr oder weniger starke Zahnsteinablagerungen. Dazu kommen häufig Wurzelabszesse und Parodontopathien. Von Zahn- bzw. Mundhygiene kann also kaum gesprochen werden. Auch in puncto Bissanomalien und Fehlstellungen hätten moderne Kieferortho-



9 Linke Elle und Speiche eines 20 bis 40-jährigen Mannes mit in Fehlstellung verwachsenem Schrägbruch.



10 Rechte Elle und Speiche eines 40 bis 60jährigen Mannes mit verheiltem (Amputations-)Stumpf (die zum Ellenbogengelenk weisenden Gelenkenden sind abgebrochen). Die Hand ist oberhalb des Handgelenks abgetrennt worden.

päden ein reiches Betätigungsfeld gehabt. Der Abkautungsgrad der Zähne ist sehr unterschiedlich: Von Personen mit stark abgeschliffenen Zähnen können solche unterschieden werden, die sich offensichtlich Brot aus feiner gemahlenem Getreide leisten konnten. Andere waren über viele Jahre nur in der Lage, Breinahrung zu sich zu nehmen.

Soweit dieser kurze Rückblick in die „gute alte Zeit“ von Heidelberg. Die weiter gehende Untersuchung der vorliegenden Skelettreste wird mit Sicherheit dazu beitragen, dem jetzt erst schemenhaft sich abzeichnenden Bild der ehemaligen Spitalbewohner noch markantere Konturen zu verleihen. Dabei dürften sich – neben rein medizinhistorischen Aspekten – dann auch noch speziell sozialgeschichtlich interessante Erkenntnisse ableiten lassen.

Literatur

Cl.-P. Adler: Knochenkrankheiten. Diagnostik makroskopischer, histologischer und radiologischer Strukturveränderungen des Skeletts. Berlin-Heidelberg-New York 1998.

Ch. Balharek / D. Lutz: Schriftquellen zur Spitalgeschichte. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Stuttgart 1992, 22–23.

B. Herrmann (Hrsg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter. Stuttgart 1986.

B. Herrmann: Parasitologisch-epidemiologische Auswertung mittelalterlicher Kloaken. Zeitschr. Archäologie Mittelalter 13, 1985, 377–386.

B. Herrmann / R. Sprandel (Hrsg.): Determinanten der Bevölkerungsentwicklung im Mittelalter. Acta humaniora. Weinheim 1987.

S. Hunke: Allahs Sonne über dem Abendland. Unser arabisches Erbe. Frankfurt am Main 1994.

M. Kokabi: Die Fleischküche. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992, 297–299.

H. Küster: Pflanzliche Ernährung. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992, 289–293.

D. Lutz: Spitäler im Mittelalter. In: Landesdenkmal-

amt Baden-Württemberg (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Stuttgart 1992, 20–22.

D. Ortner / W. G. J. Putschar: Identification of Pathological Conditions in Human Skeletal Remains. Smithsonian Contributions to Anthropology No. 28, Washington 1981.

J. J. Ott-Stellwag: Stomatologische Befunde an mittelalterlichen Schädeln aus dem Spitalfriedhof in Heidelberg. Diss. Tübingen 1992.

Chr. Prohaska-Gross: Der Spitalfriedhof. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Stuttgart 1992, 27–33.

M. Rösch: Die Situation in Südwestdeutschland. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992, 295–297.

H. Schott (Hrsg.): Die Chronik der Medizin. Dortmund 1983.

M. Sillmann: Nahrungspflanzen aus der Latrine 10 in Freiburg, Gauchstraße. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992, 293–295.

O. Teschauer: Der archäologische Befund – Die ältere Bauperiode. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Stuttgart 1992, 23–27.

J. Wahl: Der Heidelberger Spitalfriedhof. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Zürich (Hrsg.): Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, Stuttgart 1992, 479–485.

Überarbeitete Version des Vortrags vom 30. Mai 2000 beim Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg zur Eröffnung der Ausstellung „Gesundheit in Heidelberg – heute und vor 700 Jahren“ (anlässlich des DKFZ-Projekts „Gesundheit, Ernährung und Krebs“ als Beitrag zur „Expo 2000“).

Dr. Joachim Wahl

LDA · Archäologische Denkmalpflege, Osteologie
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz

Zwei neu entdeckte spätmittelalterliche Firstständerbauten Gärtringen, Kirchstraße 20, und Gomadingen-Dapfen, Oberdorfstraße 46

Firstständerbauten sind Hauskonstruktionen, bei denen so genannte Firstständer von der Gründungsebene bis zum Firstpunkt in ganzer Länge durchlaufen, um eine Firstpfette zu tragen, an der wiederum das Gespärre des Dachwerkes aufgelegt bzw. gar angehängt ist. Diese in ihrem Grundgedanken einfache, fast archaische Bauform wird sicherlich nicht zu unrecht als eine der entwicklungsgeschichtlich ältesten Konstruktionsarten im deutschen Südwesten angesehen.

Stefan Uhl

Neben einem einzigen, aber beachtlich frühen städtischen Beleg aus Esslingen am Neckar (Ehnigasse 18, um 1297) haben sich Firstständerbauten in Baden-Württemberg in einer Vielzahl von Bauten aus dem ländlichen Bereich erhalten. Als die stattlichsten Beispiele dürfen dabei die Altoberschwäbischen Bauernhäuser Oberschwabens und manche der stattlichen Schwarzwaldhöfe gelten. Trotz der diesen Bauten anhaftenden Großartigkeit und manchmal geradezu bestechender Altertümlichkeit geht hier allerdings der Bestand an Firstständerbauten nicht bis in das Mittelalter zurück. In Oberschwaben gar stammen die ältesten dieser Firstständerbauten aus den Jahrzehnten während und nach dem Dreißigjährigen Krieg, wohingegen die vereinzelt neben den Firstständerbauten vorhandenen älteren Bauernhäuser dieser Region anderen Konstruktionsprinzipien folgen. Anders sieht es dagegen am Nordrand der Schwäbischen Alb, im Neckar-

land oder im Kraichgau aus. Hier geht ein großer Teil der bekannten, in ihrer Außenerscheinung meist eher unscheinbaren Firstständerbauten bis in das Mittelalter zurück, wobei ein Gebäude aus Oberderdingen mit dem Entstehungsdatum 1356/57 d als bislang ältester Beleg gelten kann. Die Zahl mittelalterlicher Firstständerbauten in jener Region ist im Hinblick auf den spätmittelalterlichen Restbestand vergleichsweise umfangreich, und so überrascht es nicht, dass im Zuge von Umbau-, Sanierungs- oder Abbruchmaßnahmen immer wieder neue Firstständerbauten bekannt werden. Zur dieser Gruppe „neu entdeckter“ Firstständerbauten gehören auch die beiden Gebäude, die im Folgenden vorgestellt seien, wobei Kirchstraße 20 in Gärtringen mit einer Entstehung um 1378/79 d als ein vergleichsweise frühes, Oberdorfstraße 46 in Dapfen als ein unvermutet weit südlich gelegenes Beispiel zu sehen ist. Mit ihrem hohen Alter und den teils umfang-



1 Gärtringen, Kirchstraße 20. Gesamtansicht von Südosten. Baukörper und Grundgliederung des Baues werden von der spätmittelalterlichen Hauskonstruktion bestimmt.



2 Ansicht der ummauerten Hofanlage.

reich erhaltenen Konstruktionsresten vermögen beide Gebäude unser bisheriges Bild vom ländlichen Hausbau des Spätmittelalters zu bereichern.

Gärtringen, Kreis Böblingen,
Kirchstraße 10

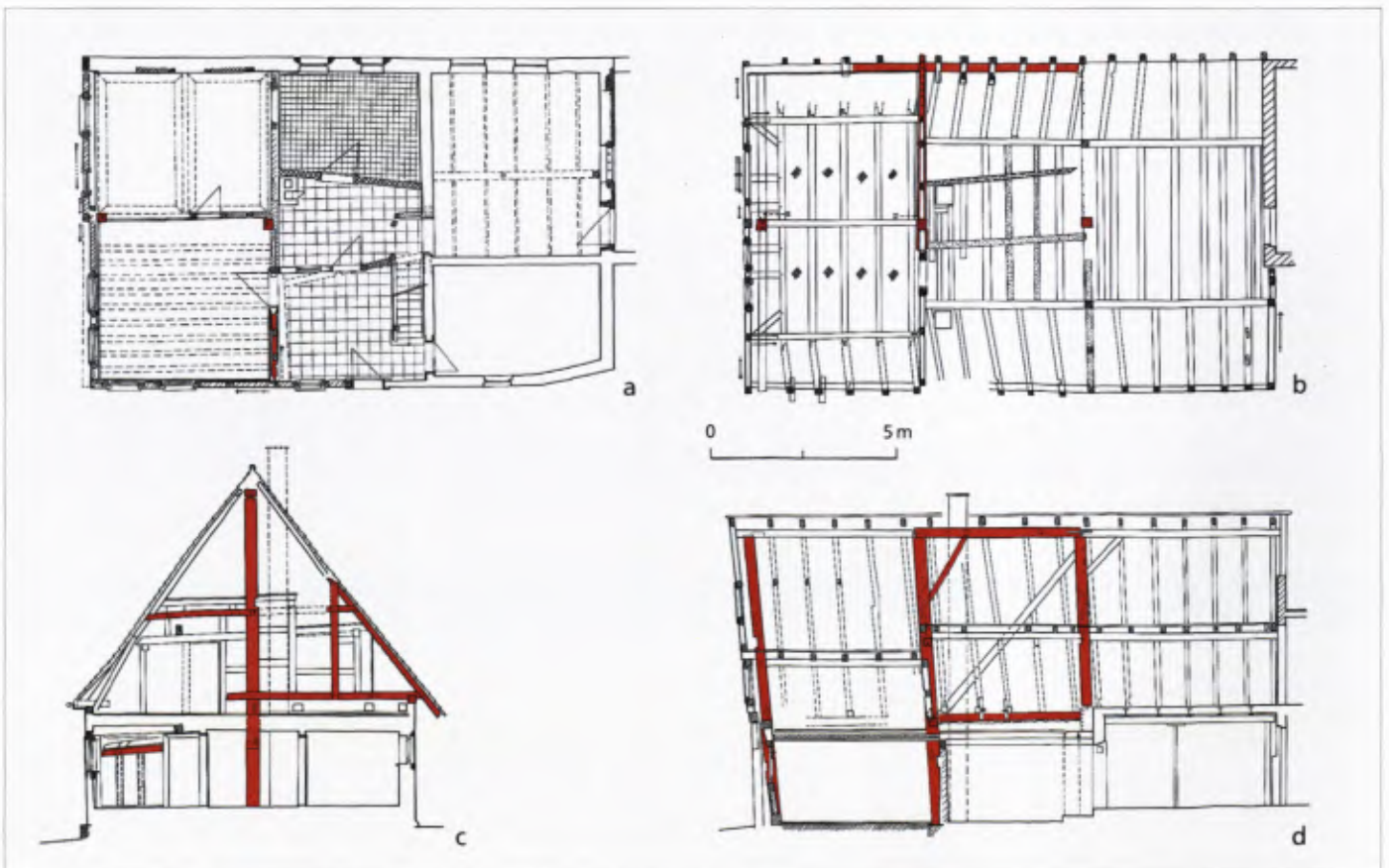
3 Gärtringen, Kirchstraße 20. Befundpläne: (a) Grundriss Erdgeschoss, (b) Grundriss 1. Dachgeschoss, (c) Querschnitt, (d) Längsschnitt. Bestandteile des Ursprungsbaues von 1378/79 sind rot markiert.

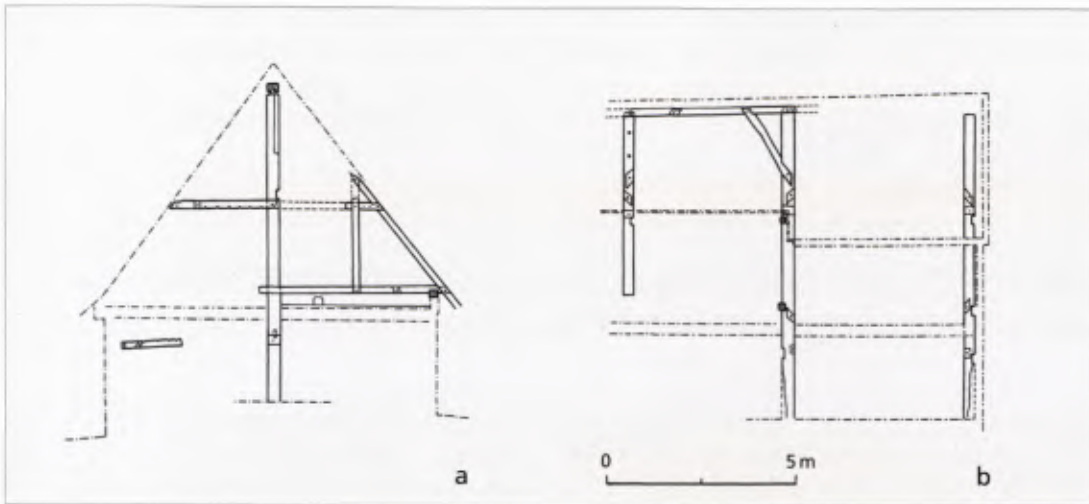
Das eingeschossige Wohnhaus mit Satteldach war Teil einer in der Nähe der Kirche und des Schlosses gelegenen ummauerten Hofanlage. Die Nebengebäude, die das Haus zur Hofanlage ergänzten, sind mittlerweile abgebrochen worden. So konnte die 1529 erbaute Scheuer nicht erhalten werden. Große Teile der Ummauerung

mussten der Baustelleneinrichtung für den unlängst auf dem Scheunengrundstück erstellten Neubau weichen. Erhalten ist das Wohnhaus, das dendrochronologisch auf die Zeit um 1378/79 datiert werden kann.

In dem Gebäude haben sich Teile der spätmittelalterlichen Firstsäulenkonstruktion erhalten. An originalen Konstruktionsteilen und Verbindungsstellen ist in der mittleren Hauszone zudem eine ursprüngliche Kniestockkonstruktion ablesbar. Der Hausgrundriss zeigt eine Längs- und zwei Querunterteilungen. Zur Bauzeit müssen die Wohnräume in der zur Straße orientierten Zone gelegen haben, während es sich bei der mittleren Zone vermutlich um eine landwirtschaftlich genutzte Halle handelte. Die vorhandenen Teile des Ursprungsbaues stellen ein wichtiges und vor allem sehr frühes Zeugnis für einen ländlichen Firstständerbau allgemein sowie eine selten frühe Kniestockkonstruktion dar.

Weite Teile des Gebäudes, wie z. B. die heute sichtbare Bohlenbalkendecke über der Eckstube im Erdgeschoss, stammen aus der wichtigen Veränderungsphase von 1628, die auch wegen der hier verwendeten Mischkonstruktion von spätmittelalterlichen und modernen Holzverbindungen bauhistorisch interessant ist. Zusammenfassend ist festzustellen, dass zurzeit in ländlichen Bereichen in Württemberg kein vergleichbares Gebäude dieser Konstruktionsart und mit diesem hohen Bualter bekannt ist.





4 Gärtringen, Kirchstraße 20. Systemdarstellung des spätmittelalterlichen Traggerüsts: (a) Querschnitt, (b) Längsschnitt (Rückansicht = Blick auf Bundseite).

Der derzeitige Erhaltungszustand lässt zu wünschen übrig. Dennoch wird, auf Grund der Besonderheiten des Hauses und seines hohen dokumentarischen Wertes, seitens der Denkmal-schutzbehörden der Erhalt des Gebäudes, auch mit hohem Mitteleinsatz des Landesdenkmalamtes, angestrebt. Die Möglichkeit einer denkmal-verträglichen Wohnnutzung ist durch eine vom Landesdenkmalamt beauftragte Planung bereits nachgewiesen.

Der Eigentümer, der hohe Instandsetzungskosten fürchtet und sich in der Nutzungsmöglichkeit des Gebäudes zu sehr eingeschränkt fühlt, da ein Raum des Hauses nur eine recht niedrige Höhe hat, hat den Abbruchantrag gestellt. Das Verfahren ist noch nicht abgeschlossen. Barbara Baum

Das inmitten des Ortskernes von Gärtringen gelegene Gebäude Kirchstraße 20 hat innerhalb des später noch mehrfach veränderten Hausgerüsts umfangreiche Reste einer spätmittelalterlichen Firstständerkonstruktion bewahrt. Dendrochronologisch konnten diese Reste auf die Zeit um 1378/79 datiert werden, womit der Bau zu den eher wenigen noch in das 14. Jahrhundert zurückreichenden Firstständerbauten Südwestdeutschlands zählt. Der lang gestreckte, eingeschossige Bau mit seinem hohen Satteldach steht giebelständig zur Straße und ist in seinem Inneren dreizonig gegliedert. Straßenseitig kommen die Wohnräume, mittig Flur und Küche und rückwärtig Stall- und Wirtschaftsräume zu liegen. Die Grundgliederung ist dabei durch die zur Gänze in Eichenholz gefertigte spätmittelalterliche Firstständerkonstruktion vorgegeben, die mit zwei gebäudeinneren Firstständern eine zweischiffig/dreizonige Gliederung verlangte. Von den vom Erdgeschossboden bis zum First emporlaufenden Firstständern haben sich noch einer in der vorderen (südlichen) Giebelscheibe und zwei im Gebäudeinneren erhalten, während von der Firstpfette nur noch ein Stück in der mittleren Zone vorhanden

ist. Die Längsaussteifung dieser Tragachse erfolgte durch nur mäßig steile, von den Firstständern zur Pfette aufsteigende Kopfbänder sowie durch nur noch über Blattsassen an den Firstständern ablesbare hoch reichende Fußbänder, die von einem daraus zu erschließenden Schwellkranz zu den Firstständern aufstiegen. Die Höhenlage der Decke über dem Erdgeschoss wird durch Zapfenlöcher für einen Geschossriegel zwischen den Firstständern markiert. Auf halber Höhe des Dachraumes war zudem ein die Firstsäulen überblattender Längsbinderbalken angeordnet. Im Querschnitt fallen insbesondere die die Firstständer überblattenden Riegel und Kehlbalken auf. Der Geschossriegel, der die Höhenlage der Decke



5 Gärtringen, Kirchstraße 20. Firstständerkonstruktion im Dachbereich mit Firstständer, Firstpfette, Kopfband sowie jüngerem Gespärre. Trotz umfangreicher späterer Veränderungen ist insbesondere im Dachwerk die ursprüngliche Konstruktion noch über weite Strecken ablesbar geblieben.

über dem Erdgeschoss markiert, liegt deutlich tiefer als der Dachansatz, der sich mit Traufrähm und Binderdachbalken noch in seiner ursprünglichen Höhenlage erhalten hat. Demzufolge war offensichtlich über dem Erdgeschossbereich noch ein relativ hoher Kniestock ausgebildet. Die Sparren (bzw. Rofen) des Dachdreieckes waren auf der Firstpfette aufgelegt und wurden zumindest in den Querbundachsen von den Binderdeckenbalken hinterblattet. Auf halber Höhe war zudem in den Bundachsen ein Kehlbalcken eingeblattet, der nahe seinen beiden Enden von senkrechten, mit Sparren und Binderdachbalken verblatteten Stielen überkreuzt wird. Eine Queraussteifung der Querbundachsen lässt sich über vereinzelte Blatt-sassen nachweisen, die auf Kopfbänder hinweisen, die von dadurch in den Querbundachsen belegten Außenwandständern zum Binderdachbalken hin aufstiegen.

Während sich somit die Tragkonstruktion des ursprünglichen Baues noch in weiten Teilen rekonstruieren lässt, liegen zu Wandbildung, Raumgliederung und Innenausstattung nur spärliche Hinweise vor. Anhand von Stakungslöchern deutlich zu erkennen ist, dass die straßenseitige Zone des Baues vermutlich in ganzer Höhe durch Flechtwerk-wände vom restlichen Hausbereich abgetrennt war. Zusammen mit der niedrig liegenden Decke über dem Erdgeschoss lässt dies hier den ursprünglichen Wohnbereich vermuten. Hinweise auf die einstige Ausbildung etwa einer Bohlenstube liegen jedoch nicht vor, und auch für den restlichen Hausbereich sind wir auf Grund fehlender aussagekräftiger Befunde über die einstige Innengliederung im Unklaren. Befunde zu ursprünglichen Tür- und Fensteröffnungen wie auch zur ursprünglichen Ausstattung fehlen gänzlich, und so sind es dann vor allem die gefügekundlichen Aspekte und das beachtliche Alter, die den Res-

ten des Ursprungsbaues eine besondere baugeschichtliche Bedeutung zusichern.

Spätere Veränderungen haben tief in den ursprünglichen Bestand eingegriffen. In baugeschichtlicher Hinsicht am wichtigsten wurde dabei die erste größere Umbauphase, die der dendrochronologischen Datierung zufolge in die Zeit um 1627/28d fällt. Damals wurde der straßenseitige Giebel vollständig neu aufgeführt, und zwar vor der Achse der mittelalterlichen Wandscheibe, sodass der bauzeitliche Firstständer nun unmittelbar hinter der Giebelwand zu liegen kam. Zugleich wurde das Dachwerk vollständig erneuert, wobei ein überwiegend aus Ulmenholz bestehendes Gespärre eingelegt wurde. In der straßenseitigen Zone – über dem Wohnteil – lag es auf einem seitlichen stehenden Stuhl auf und besaß ein niedrig liegendes Kehlgebälk. In den beiden nördlichen Zonen hingegen verzichtete das Gespärre auf ein Kehlgebälk, und an Stelle allfälliger Dachbalken wurden die Sparrenfüße durch dreieckige, verblattete Sparrenschuhe abgefangen. Der Innenraum dieser beiden Zonen konnte sich somit frei vom Erdgeschoss bis zum First hinauf öffnen. Spätestens jetzt war auch im Erdgeschoss in der straßenseitigen Zone eine eigentliche Stube mit Bretterbalkendecke ausgebildet. Erst in spätere Zeiten fallen dann in der mittleren und in der rückwärtigen Zone die Ausbildung einer Erdgeschossdecke und die dortige kleinerteilige Untergliederung.

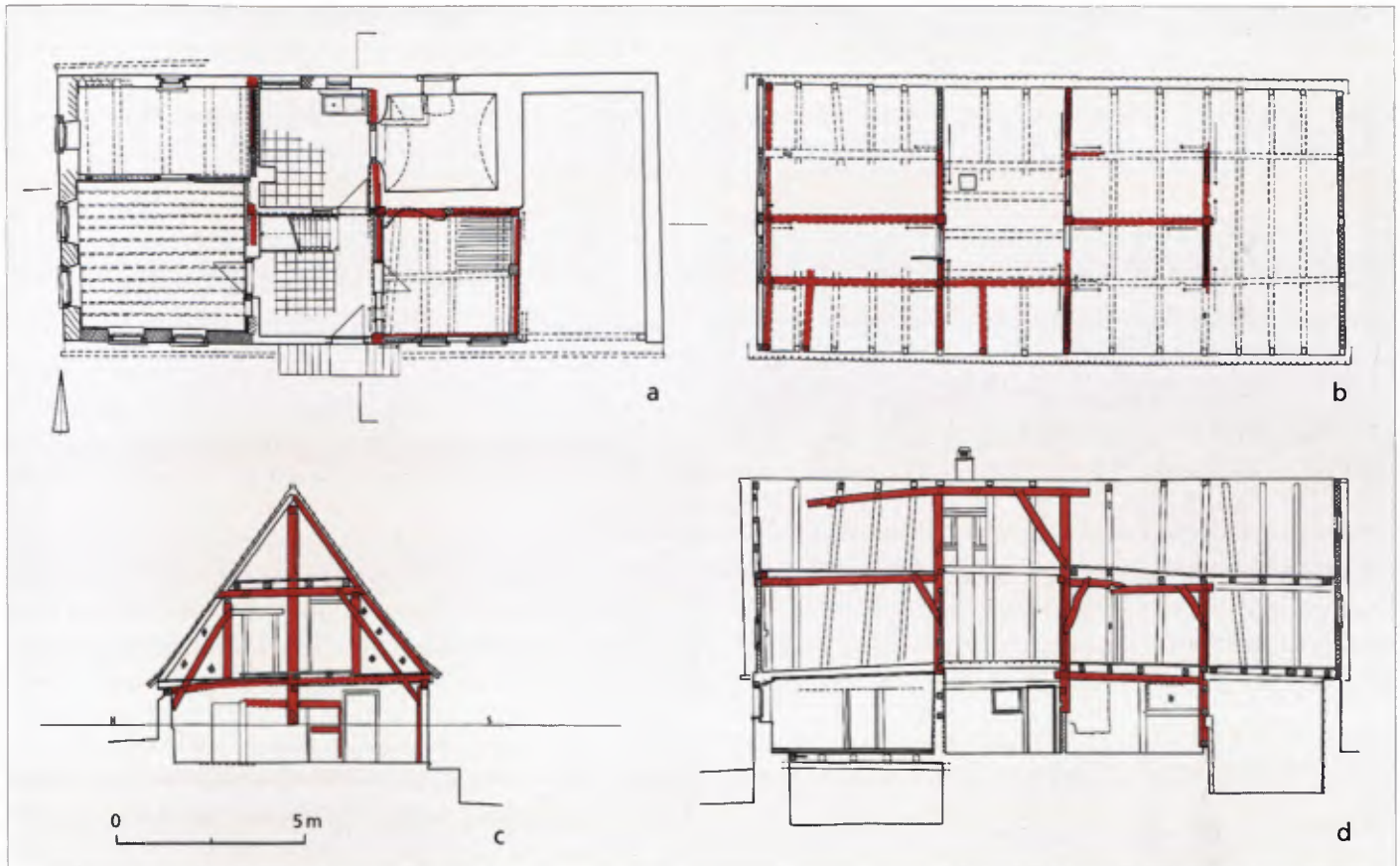
Gomadingen-Dapfen, Kreis Reutlingen, Oberdorfstraße 46

Das ehemalige Seldnerhaus, in Firstständerkonstruktion 1466 erbaut, stand weit außerhalb des historischen Ortskerns. Ursprünglich als dreizonige Anlage erbaut, wurde es später um eine Zone nach Osten erweitert.

Die Außenwände, ursprünglich in Fachwerk errichtet, waren ebenfalls in jüngerer Zeit massiv erneuert worden, Deckenbalken und Dachabbund jedoch blieben in wesentlichen Teilen erhalten. Die Bünde waren mit an den Erdgeschossständern beginnenden Steigbändern mit den Deckenbalken, den Stuhlständern sowie den Kehlbalken verblattet. An die Küche in der Mittelzone schloss im Norden ein kaum abgesenkter Gewölbekeller an. Der bauliche Zustand mit gebrochenen und abgefaulten Hölzern, zerfallenen Ausfachungen sowie die geringe Raumhöhe ermöglichten keine rentable Nutzung. Eine Tranlozierung an einen anderen Ort bzw. in ein Freilichtmuseum scheiterte an finanziellen Möglichkeiten. Nachdem das Gebäude dokumentiert und baugeschichtlich analysiert worden war, wurde es im April/Mai 2000 abgerissen. Lothar Gonschor

6 Dapfen, Oberdorfstraße 46. Blick auf die westliche Giebelseite. Hinter dem unscheinbaren Äußeren steckte bis zum kürzlichen Abbruch einer der am umfangreichsten erhaltenen spätmittelalterlichen Firstständerbauten der Region.





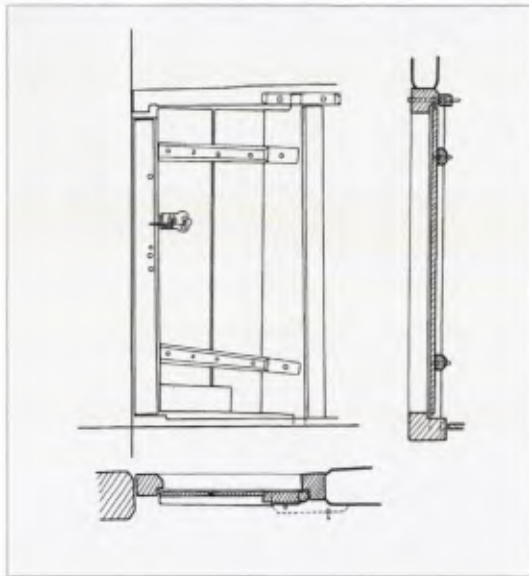
Das Gebäude Oberdorfstraße 46 in Dapfen – am Oberlauf der Großen Lauter auf der Höhe der Schwäbischen Alb gelegen – ist über 80 Jahre jünger als das Gärtringer Haus. Die ursprüngliche Hauskonstruktion – wie in Gärtringen aus Eichenholz gefertigt – konnte hier dendrochronologisch auf 1465/66 datiert werden. Vom ursprünglichen Bestand sind noch wesentlich umfangreichere Reste erhalten geblieben, als in Gärtringen. Neben den zwei Firstsäulen und der Firstpfette Teile der Giebelscheiben, des Gespärres sowie einzelne Wandelemente des Hausunterbaues. Das Gebäude liegt in Hanglage über einem hohen, gemauerten Sockel. Das Erdgeschoss ist zweischiffig/dreizonig gegliedert, wobei an den ursprünglichen Baukörper später an der rückwärtigen Giebelseite eine vierte Zone angefügt wurde. Die beiden in den inneren Querachsen stehenden Firstständer reichten ursprünglich vom Erdgeschossbodenniveau bis zum First empor. Die auf ihnen aufgelegte Firstpfette ist noch über ein größeres Stück in der mittleren und vorderen Zone vorhanden. In den beiden Giebelscheiben hingegen liefen die Ständer nur vom Erdgeschoss bis zu halber Dachhöhe empor, während der oberste Teil der Giebelscheibe stockwerkweise abgezimmert war. Der Längsaussteifung der Ständerreihe dienten teils lange, geschossübergreifende, teils auch verdoppelte Kopfbänder, die jeweils von den Ständern zur Firstsäule hin aufsteigen. Eine zusätzliche Unterteilung bildeten im Dachraum

auf halber Höhe zwischen den Ständern eingezapfte Längsriegel in der vorderen und der hinteren Zone, während die mittlere Zone auf einen derartigen Riegel verzichtete. Die Höhenlage der Decke über dem Erdgeschoss wird in der mittleren und der hinteren Zone durch zwischen den Ständern eingezapfte Geschossriegel etwa auf der Höhe der heutigen Deckenbalkenlage fixiert. Im Querschnitt zeigt der Bau ein etwas anderes Bild als das Gärtringer Haus. Im Gegensatz zu dort ist in Dapfen kein Kniestock ausgebildet, sondern das Deckengebälk über dem Erdgeschoss dient zugleich als Dachbalkenlage. Die Dachbalken in den Querbundachsen überblatten aber gleichwohl die Firstsäulen. Etwa auf halber Höhe des Dachwerkes ist in den Querbundachsen ein die Firstsäule überblattender Kehlbalken eingeblattet, und zudem ist seitlich ein stehender Stuhl ausgebildet. Dessen Ständer werden durch Kopfbänder in Längsrichtung sowie durch parallel zum Sparren verlaufende lange Steigbänder in Querrichtung ausgesteift. Letztere setzen dabei nicht am Dachbalken, sondern schon an den Außenwandständern des Erdgeschosses an und laufen bis zum Kehlbalken empor. Hausunterbau und Dachwerk besitzen somit eine gemeinschaftliche Queraussteifung. Wesentlich umfangreichere Hinweise als in Gärtringen liegen in Dapfen zur einstigen Raumgliederung vor. So lässt sich im Erdgeschoss in den beiden inneren Querbundachsen jeweils eine zwei-

7 Dapfen, Oberdorfstraße 46. Befundpläne: (a) Grundriss Erdgeschoss, (b) Grundriss 1. Dachgeschoss, (c) Querschnitt, (d) Längsschnitt. Bestandteile des Ursprungsbaues von 1465/66 (d) sind rot markiert.



8 Dapfen, Oberdorfstraße 46. Blick durch den Dachraum der mittleren Zone nach Osten auf die Querwand im östlichen inneren Querbund. In der Wandmitte die Firstsäule, oben Kehlbalken, seitlich Gespärre und stehender Stuhl mit Steigbändern, zudem Reste der bauzeitlichen Flechtwerkausfachung.



9 Dapfen, Oberdorfstraße 46. Nachmittelalterliche Wendebohlentür im 1. Dachgeschoss.

fach verriegelte, mit Flechtwerk ausgefachte Fachwerk-wandscheibe nachweisen. Die rückwärtige Zone war zudem durch eine Flechtwerk-wand in der Mittellängsachse zweigeteilt, wobei der süd-östliche Eckraum über eine mittig angeordnete Türöffnung in der Westwand von der mittleren Zone aus erschlossen war. Auf eine ursprüngliche Unterteilung der vorderen (westlichen) Zone liegen keine eindeutigen Hinweise vor. Möglicherweise wurde der heutige Zustand mit großer Stube und kleiner, seitlicher Kammer erst bei einer späteren Unterteilung hergestellt. Interessanterweise fehlen auch hier Hinweise auf eine etwaige einstige Ausbildung einer Bohlenstube. Nicht ganz eindeutig sind auch die Befunde in

der mittleren Zone. Das heute hier befindliche Deckengebälk über dem Erdgeschoss geht eindeutig auf spätere Veränderungen zurück, und so ist es denkbar, dass sich dieser Bereich einst frei in den Dachraum hinein öffnete. Im Dachraum selber waren die drei Zonen des Hausgrundrisses jeweils durch Flechtwerk-wände in den Querbundachsen voneinander getrennt, und auch die beiden Giebelscheiben waren einst mit Flechtwerk-ausfachungen versehen. Ursprüngliche Türöffnungen in den beiden inneren Querwänden lassen sich nicht mehr nachweisen; eine zuletzt in die westliche Zone führende Wendebohlentür wurde erst nachträglich eingefügt.

Spätere Veränderungen haben mannigfach in den spätmittelalterlichen Bestand eingegriffen, die ursprüngliche Grundstruktur jedoch nicht mehr wesentlich verändert. So wurden im Erdgeschoss große Teile der Außenwände in Mauerwerk erneuert, die mittlere Zone in Flur und Küche unterteilt und der einstige nordöstliche Eckraum eingewölbt. In der westlichen Zone entstanden eine kleine Kammer sowie eine große, etwa quadratische Stube mit leistenversehener Bretterdecke und wandhoch getäferten Wänden. Im Dachraum hingegen beschränkten sich die Veränderungen auf eine Erneuerung der westlichen Giebelscheibe, die Einfügung neuer Türöffnungen sowie größere Austauschmaßnahmen am Gespärre.

Literatur:

- Albrecht Bedal, Neue Materialien zum Firstsäulenbau im Kraichgau. In: Jahrbuch für Hausforschung Bd. 33, Hausbau im Mittelalter. Sobernheim/Bad Windsheim 1983, S. 299–317.
- Johannes Gromer, Zur Entwicklung des ländlichen Hausbaus im württembergischen Neckarland und auf der Schwäbischen Alb. Stuttgart 2000.
- Burghard Lohrum, Fachwerkbau. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Hrsg. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich. Stuttgart 1992, S. 248–266.

Dr.-Ing. habil. Stefan Uhl
 Büro für historische Bauforschung
 Panoramaweg 31
 88447 Warthausen

Ortstermin

Ein Gemmenkreuz aus Sandstein? Das spätromanische Portal an St. Leodegar in Grenzach, Kr. Lössrach



Im Zuge von Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten an der St. Leodegar-Kirche in Grenzach wurde 1998 beim Ausbessern des Fassadenputzes auf der Südseite unvermutet ein vermauertes Portal mit reliefgeschmücktem Tympanon und Farbresten aufgedeckt. Das Landesdenkmalamt wurde erst nach erfolgter Freilegung von dem Fund unterrichtet.

Das Portal ist eindeutig im originalen Mauerverband versetzt. Die originale Steinsubstanz und Steinoberfläche sind ohne nachträgliche Hinzufügungen und Steingänzungen gut erhalten, abgesehen von wenigen angewitterten Stellen, Ausbrüchen und Verletzungen durch Werkzeuge. Zwei Farbgestaltungen lassen sich fragmentarisch nachweisen.

Das Portalgewände aus bearbeiteten Buntsandsteinquadern ist an der Kante zu einem umlaufenden Rundstab abgefasst. Das monolithische Tympanon lag ursprünglich auf zwei Konsolen auf, die rechte fehlt heute. In der Mitte ist in erhabenem Relief ein „griechisches“ Kreuz dargestellt, über den Kreuzarmen links und rechts zwei Köpfe. In die Fläche links neben dem Kreuz sind drei symmetrisch angeordnete Kreise in den

Stein geritzt, deren Deutung bislang nicht möglich ist.

Auffallend ist die Charakterisierung als Gemmen- und Vortragekreuz: Die Enden der Kreuzbalken weisen je zwei Rundungen auf; drei ovale, Edelsteine imitierende Erhebungen zieren die Kreuzarme, als Fußpunkt ist ein Dorn ausgebildet. Die zwei Köpfe mit an eine Mitra erinnernder Kopfbedeckung zeigen zwar starre, symmetrisch angeordnete Gesichtszüge, sind jedoch unterschiedlich modelliert. Mit ihnen könnten Sol und Luna gemeint sein, die zum Kanon romanischer Kreuzigungsdarstellungen gehören.

Das Grenzacher Tympanonrelief greift in seiner Kleinteiligkeit, formalen Anlehnung und Ikonografie Beispiele romanischer Goldschmiedekunst auf. Es scheint ein „monumentalisiertes“ Vortragekreuz darzustellen, dessen farbig gefasste Edelsteinauflagen frühchristliche Gemmenkreuze zitieren. Portal und Tympanon mit dem Heilszeichen des siegenden Christus gehörten zum ersten nachweisbaren Kirchenschiff von St. Leodegar. Architektursprache und Gestaltung lassen eine Entstehungszeit im späten 12. Jahrhundert vermuten. In den nachfolgenden Jahrhunderten erfuhr die Kirche mehrere Überformungen, ihr heutiges Erscheinungsbild wird durch die Putz- und Farbfassung der jüngsten Renovierung geprägt.

Im Rahmen von Voruntersuchungen wurden Bestand und Schäden von Restauratoren erfasst und dokumentiert. Zur Dokumentation der Farbbefunde wurden z. B. Werte und Intensität der auf dem Portal beobachteten Farbfassungen (1. Fassung 12. Jh.?) in einer Aquarell-Skizze fest gehalten.



1 Grenzach, Portal und Tympanon nach der Freilegung 1998.

2 Tympanon.

3 Details des Tympanons.



Begleitend erfolgte eine archäologisch- bauhistorische Untersuchung mit dokumentierender Zielsetzung. Das Ergebnis dieser Arbeitsschritte diente als Grundlage für die nötigen konservatorischen Maßnahmen.

Das denkmalpflegerische Konzept für die Erhaltung und Sicherung des Bestandes hatte mehreren Faktoren Rechnung zu tragen. Das Portal musste nach der Freilegung vor Sonneneinstrahlung, Schlagregen und Schnee, zu hoher Luftfeuchtigkeit und mechanischer Beschädigung geschützt werden. Von Seiten der Kirchengemeinde bestand zudem der Wunsch das kunsthistorische Kleinod betrachten zu können. Diskutiert wurden daher mehrere Erhaltungsvarianten

1. Vollständige Freilegung von Portal und Tympanon;
2. Ausbau des Tympanons und Verbringung in einen geschützten Raum;
3. Vollständiger Verschluss des Fundes bei gleichzeitiger „Rekonstruktion“ durch eine Kopie vor Ort;
4. Konservatorische Sicherung und Errichtung eines Schutzbaus.

Die ersten beiden Möglichkeiten kamen wegen des absehbaren hohen Substanzverlustes kaum infrage. Die dritte Lösung stieß auf heftige Ablehnung der Kirchengemeinde. Zur Ausführung kam die vierte Lösung: Die Portalvermauerung wurde belassen und das statische Gefüge stabilisiert. Festigungsmaßnahmen sicherten den Stein und die Malschichtreste. Als Schutz gegen die Bewitterung dient heute eine Einhausung, die auch das Betrachten des Portals ermöglicht.

Quellen und Literatur:

Ortsakten des LDA Freiburg, zu St. Leodegar in Grenzach-Wyhlen.
Evangelische Kirche Grenzach, Lindenberg 2000.

Dr. Dagmar Zimdars
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79 102 Freiburg/Breisgau

Ortstermin

Ein romanisches Portal Evangelische Pfarrkirche in Herrenberg- Gültstein (Kr. Böblingen)

Die Anfänge der heute evangelischen Pfarrkirche (ehemals St. Petrus) stammen vom Ende des 12. Jahrhunderts. Die ältesten Teile finden sich im Unterbau des ehemaligen Wehrturms am Übergang von Schiff zu Chor und im Bereich des Westportals. Nach 1484 wurden die oberen Bereiche der Langhausmauern erneuert und der Chor erbaut. 1750, 1760 und nach dem Brand von 1784 erfolgten weitere Umbauten, die dem spätgotischen Kirchenbau sein bis heute barock geprägtes Äußeres verliehen haben.

Bei Instandsetzungsarbeiten am Außenbau der Kirche im Jahre 1989 wurde im Bereich des Westportals ein wesentlich älteres, offensichtlich spätromanisches Portal entdeckt. Der Portalbogen, der sich durch einen wandbündigen Wechsel von roten und gelben Sandsteindreiecken in Gestalt eines Frieses auszeichnet, dürfte aus dem 13. Jh. stammen. Das direkt anschließende unprofilierte Hausteingewände dagegen ist 1760 datiert und damit Ergebnis eines Umbaus in der Barockzeit. Bei der Instandsetzung nach dem Brandschaden von 1784 wurde dann dieses große Portal in Teilen zugemauert und das heutige kleinere eingestellt. Im Anschluss daran erfuhr der Kirchenbau eine Putzreparatur und -ergänzung und einen neuen Anstrich.

Der 1989 entdeckte Befund ließ bei den Mitgliedern der Kirchengemeinde den Wunsch aufkommen, dieses Portal fortan zu zeigen. In verschiede-



nen Diskussionen wurden die Argumente Pro und Contra ausgetauscht. Ergebnis war, dass man sich dem denkmalpflegerischen Konzept anschloss mit dem Ziel der konsequenten Wiederherstellung der spätbarocken Fassung mit rotsandsteinfarbenen aufgemalten Ecklisenen und Fensterfaschen. Auf das Sichtbarmachen des spätromanischen Portals verzichtete man, wie man dies auch schon spätestens seit dem 18. Jh. getan hatte, auch um unschöne und technisch problematische Putzkanten im Bereich des Westportals zu vermeiden.

Doch wurde der ungewöhnliche bauhistorische Befund in einer Bauaufnahme festgehalten und damit das Wissen um dieses Architekturzeugnis, das sicher unter dem Putz konserviert ist, archivalisch bewahrt.



Dr. Judith Breuer
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Denkmalporträt

Der diesjährige „Tag des offenen Denkmals“ stand bundesweit unter dem Schwerpunktthema „Schule als Denkmal – Denkmal als Schule: Jugend und Kulturerbe“. Aus diesem Anlass werden als Denkmalporträts eine Reihe unterschiedlicher Schulbauten verschiedener Zeitstufen vorgestellt, die in der Zusammenschau charakteristische Entwicklungslinien für den Schulhausbau des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschen Südwesten aufzeigen.



Ein freundliches Schulhaus Ehemalige Dorfschule in Albstadt-Lautlingen (Zollernalbkreis)

Das behäbig wirkende Haus gehört zu den frühen vorbildlichen Dorfschulgebäuden des 19. Jahrhunderts in Württemberg und muss offenbar als Reflex auf die pädagogische Tätigkeit des Ortsgeistlichen Ignaz Anton Demeter (von 1802 bis 1808 in Lautlingen) angesehen werden, der später Erzbischof von Freiburg wurde. In ersten pädagogischen Aufsätzen hatte der junge Pfarrer bereits 1802 und 1803 die dürftigen schulischen Verhältnisse seines Dorfes als exemplarisch für die damalige Diözese Konstanz angeprangert und insoweit für Abhilfe gesorgt, als er die politische Gemeinde davon überzeugen konnte, einen Raum im Rathaus für den ganzjährig abzuhaltenden Unterricht bereitzustellen. Das neue Schulhaus wurde zwar erst 1811, drei Jahre nach seinem

Weggang eingeweiht, es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass die pädagogischen Reformbestrebungen Demeters, der einige Jahre lang sogar ein privates Lehrerseminar in Lautlingen unterhielt, Entscheidendes zum Neubaubeschluss beigetragen haben, zumal der Pfarrer schon zu Beginn seiner Lautlinger Tätigkeit die Einrichtung eines neuen Schulhauses als Fernziel angestrebt hatte.

Der Neubau, breit gelagert und mit mächtigem Walmdach, erfüllte nun die wesentlichen Forderungen Demeters. Vor allem bot er ausreichend Platz für zwei Schulklassen in hellen und großen Sälen (heute teilweise Zwischenwände eingezogen). Zudem – besonders wichtig – war endlich die Wohnung der Lehrerfamilie von den Unterrichtsräumen getrennt, sodass es nicht mehr zu jenen engen Verschränkungen beider Bereiche kommen konnte, die als Eigentümlichkeit des hergebrachten Dorfschulwesens die meiste Kritik auf sich zogen. Da zum Lehrergehalt in dieser Zeit auch Naturalien gehörten, war dafür und für eventuelle Erträge aus dem eigenen Gütle eine Scheune notwendig. Sie befand sich in der östlichen Gebäudehälfte. Das Ökonomiegebäude im Hof entstand erst anlässlich einer Renovierung 1845. Schulbauten dieser Art wurden in den folgenden Jahrzehnten nach und nach für viele kleine Gemeinden auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg eingerichtet – zunehmend unter dem Einfluss staatlicher Regelungen –, sodass der Lautlinger Bau in der Rückschau durchaus als typisch für die erste Jahrhunderthälfte gelten kann. Doch selbst knapp 70 Jahre nach seiner Einweihung fand sich das Anwesen in der Oberamtsbeschreibung noch als „freundliches Schulhaus“ herausgehoben. 1910 wurde der Schulbetrieb in einen Neubau verlegt und das alte Gebäude als Wohnhaus genutzt.

Dr. Michael Ruhland

LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Denkmalporträt

Wissen ist Macht

Ein Realschulgebäude in Albstadt-Ebingen (Zollernalbkreis)

Das stattliche Schulhaus mit seiner Backsteinfassade gehörte zu den ersten großen Gebäuden, die im Schwung der fortschreitenden Industrialisierung von der aufstrebenden Gemeinde Ebingen im Jahre 1898 errichtet wurden. Durch seine vergleichsweise aufwändig-repräsentative Architektur vermittelt es einen Eindruck vom wachsenden Selbstbewusstsein der Stadt am Ende des 19. Jahrhunderts. Wie zu jener Zeit üblich, unterstreicht die Verwendung bestimmter Architekturmotive die Bedeutung, die das Haus samt der darin untergebrachten Einrichtung für Ebingen hatte: Das zeigt sich vor allem in der Betonung der Gebäudeecke durch einen letztlich aus der Tradition des Schlossbaus stammenden, turmartigen Bauteil. Einzelne Gestaltungsdetails, zum Beispiel das übergiebelte Rundbogenportal mit den Säulen und die sorgfältig gerahmten Fenster sind Motivzitate aus der Renaissance, was Gedankenverknüpfungen mit dieser geistesgeschichtlich bedeutenden Epoche nahelegte. Im Endeffekt war also eine nobilitierende Wirkung beabsichtigt.

Geadelt wurde die hier untergebrachte Realschule, die als Schultyp charakteristisch für die Bedürfnisse in kleineren Industrie- und Handelsstädten am Ausgang des 19. Jahrhunderts war. Hier, wo es in der Regel keine Gymnasien gab, ermöglichten die Realschulen eine bedarfsorientierte höhere Schulbildung. Sie führte nicht zum Universitätsstudium, sondern kam unmittelbar den kaufmännischen Berufen zugute. Zudem konnten auch die Absolventen dieser Schulen ihren Militärdienst als „Einjährig-Freiwillige“ wie die Gymnasiasten ableisten, was eine große Zeitersparnis bedeutete. Entsprechend rasch wuchsen die Schülerzahlen, sodass am Ende des 19. Jahrhunderts landesweit sehr viele Realschulbauten errichtet werden mussten. Auch in Ebingen war die auf Antrag einiger Bürger eingerichtete sechste Klasse der bis dahin fünfklassigen Realschule, und damit die Möglichkeit des „Einjährigen“, der Anlass für den Neubau. Hierbei gingen die Erkennt-



nisse der Schulhygiene, die gute Durchlüftung und ausreichend Licht in Klassenzimmern und Fluren verlangte, mit den Raumbedürfnissen und den finanziellen Mitteln einen Kompromiss ein, wie er viele Schulbauten dieser Zeit kennzeichnet. Jedenfalls sind das großzügige Treppenhaus und die vergleichsweise breiten Flure Charakteristika des von Stadtbaumeister Christian Eitel geplanten Schulbaus. Und noch in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erwies sich der Entwurf in dieser Hinsicht als zukunftsorientiert und ausbaufähig. Damals entstanden Um- und Erweiterungsbauten, die sich mit einfachen Mitteln an die ursprüngliche Formensprache anpassten. Die Fassadengestaltung mit ihrem Palastcharakter aber scheint ein altes Motto zu verdeutlichen: „Wissen ist Macht“!

Dr. Michael Ruhland,
LDA Inventarisierung und Dokumentation
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Denkmalporträt



1 Heusteigschule in Stuttgart gegen den Fangelsbachfriedhof 1906. Aus: *Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen* 3 (1906), S. 187.

Ein kindgerechter Schulbau Die Heusteigschule in Stuttgart

Die heute so genannte Heusteigschule, ehemals Fangelsbachschule, im Süden Stuttgarts, am Rande des Fangelsbachfriedhofs, wurde 1905/06 nach Entwurf von Prof. Theodor Fischer (1862–1938) durch den städtischen Bauinspektor Albert Pantle errichtet. Der Bau beherbergte ursprünglich drei schulische Einrichtungen, darunter eine so genannte Bürgerschule, das ist eine Vorform der Realschule mit praxisnahem handwerklichem Lehrplan. Heute dient der Bau als Grund- und Hauptschule. Der Münchner Architekt Fischer, der seit 1901 an der Technischen Hochschule Stuttgart lehrte, wurde als Planer ausgewählt, weil er als Garant für eine fortschrittliche reformpädagogische Architektur galt.

Das zur Verfügung stehende lange schmale Grundstück zwischen Fangelsbachfriedhof und der damals noch nicht geschlossen, dabei aber ungeordnet bebauten Heusteigstraße stellte Fischer vor keine leichte Aufgabe. Die Stellung des Schulbaus parallel zur Nordwestgrenze des Fangelsbachfriedhofs war zwangsläufig. Dabei gliederte er den stattlichen Bau jedoch in mehrere unterschiedlich hochgezonte Flügel. Der lang gestreckte viergeschossige Mitteltrakt öffnet sich in einem Bogen gang zum schmalen umfriedeten Vorplatz gegen die Heusteigstraße. Flankiert wird der Mittelbau an beiden Seiten von höheren fünfgeschossigen Pavillons. Ein vorgelagerter Risalit schrankt den Vorplatz nach Norden ab.

2 Heusteigschule in Stuttgart, Obergeschoss. Aus: *Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen* 3 (1906), S. 189.



Die Seitenpavillons bergen die Treppenhäuser. Diese sind wie die Decken in Stahlbeton gebaut, während die übrigen aufgehenden Teile im Kern aus Backstein gemauert sind.

Über dem aus gestocktem Kunststein erstellten Erdgeschoss erheben sich die gelblich gestrichenen, heute wieder glatt verputzten Fassaden. Diese schließen nach oben, wie für Bauten Fischers typisch, mit kräftigen Kehlen ab. Die verschiedenen Flügel des Baus tragen Walm- und Pyramidendächer mit roten Biberschwanzziegeln. Die Seitenpavillons werden zudem durch je ein rundes Glockentürmchen überhöht, das mit grün patiniertem Kupferblech verkleidet ist. Diese zieren außerdem jeweils vier aus Kupfer gearbeitete, zur Freude der Kinder bestimmte Tierfiguren, wie eine Katze, ein Hahn und ein Pfau. Bekrönt werden die Türmchen zudem durch Wetterfahnen, von denen eine die scherenschnittartigen Umrisse des „Stuttgarter Rössles“ zeigt. Der nördliche Annex weist zudem gegen den Vorplatz eine dekorative Terrassenbrüstung auf und stadtwärts einen pavillonartigen Dachaufbau mit imposanter Säulenfront. In den zeitgenössischen Architekturzeitschriften wurde der Bau denn auch wegen der reizvollen Kontur seiner Gesamterscheinung gelobt.

Eine abwechslungsreiche Wirkung geht auch von den mehrflügeligen sprossierten Fenstern aus in zum Teil rechteckigen, zum Teil von Segment- und zum Teil von Kleeblattbogen überfassten Öffnungen. Fröhlich wirken auch die Felder mit sgraffitto-ähnlicher blau-roter Dekorationsmalerei in den Traufkehlen der Seitenpavillons und zwischen den oberen Fenstern des Mittelflügels, die dazu noch Stürze aus blauen Kacheln aufweisen. Besonders belebend aber wirkt der bildhauerische Schmuck, der vom Stuttgarter Bildhauer Joseph Zeitler stammt, der auch als Schöpfer des Hans-im-Glück-Brunnens auf dem Stuttgarter Geißplatz bekannt ist. Es handelt sich dabei nicht nur um die dekorativ reliefierten Laibungen der Portale, sondern auch um Reliefs von Putten im Erdgeschoss, des „Stuttgarter Rössles“ im oberen Bereich der Pavillons und schließlich um den runden Laufbrunnen auf dem schmalen Vorplatz, der eine Weltkugel mit Reigen-tanzenden Putten trägt.

Nicht nur die geschickte Durchgestaltung des Baukörpers, sondern auch der Grundriss fanden die Anerkennung der zeitgenössischen Fachleute. Der Bau zeichnet sich durch eine bis heute zweckmäßige, damals neuartige Raumorganisation aus. Fischer legte nämlich alle Unterrichtsräume an die ruhige Friedhofsseite und die Flure mit den Garderoben, die eine damals ungewöhnliche Weiträumigkeit erhielten, an die Straßenseite. Vorhof mit Brunnen und Wandelhalle zeugen ebenfalls von Fischers Nähe zur Reformpädagogik des Münchners Georg Kerschbaumer (1854–1932).

Auch die Innenraumausgestaltung erfolgte nach Fischers reformpädagogischen Vorstellungen. Freundliche Farben kamen zum Einsatz. Gänge und Hallen erhielten die bis heute erhaltenen mattroten ornamentierten Tonfliesen als Bodenbelag. Die Wände wurden mit sattblauen Fliesen gekachelt. Die hölzernen Garderoben bekamen einen violetten Anstrich.

Die Schulanlage ist weit gehend original überliefert. Die Turnhalle, wesentlicher Teil der reformpädagogischen Schulanlage, an der Nordseite wurde allerdings nach Beschädigung im 2. Weltkrieg abgebrochen und durch einen Neubau an anderer Stelle ersetzt.

Bei der Modernisierung des Schulbaus in den Jahren 1989 bis 1991 wurden in denkmalpflegerischem Sinne der bauplastische Schmuck restauriert, fehlende Teile ergänzt, die Putzoberflächen originalgetreu ausgebildet und die originalgetreue Farbigkeit in Treppenhäusern und Fluren wiederhergestellt.

Dieser Stuttgarter Schulbau repräsentiert ein architekturhistorisch bedeutsames und künstlerisch hoch stehendes Werk der süddeutschen Architektur des frühen 20. Jahrhunderts. Sein Schöpfer, Theodor Fischer, verwirklichte auch bei diesem Schulbau seine neuartige, an der schlichten spätbarocken Bauweise Süddeutschlands orientierte, vom Späthistorismus gelöste Architekturauffassung, die etwas unzureichend als „Heimatstil“ bezeichnet wird. Fischers Schulbau eignet zudem ein

3 Heusteigschule in Stuttgart, Ansicht von der nördlichen Terrasse, Zustand 2001.





4 Der Puttenbrunnen von Joseph Zeitler im Vorhof der Heusteigschule Stuttgart, Foto 2001.

stadtbaukünstlerischer Stellenwert im Stuttgarter Stadtbild, insbesondere im Zusammenhang mit dem Fangelsbachfriedhof. Bau- und erziehungsgeschichtlich sowie künstlerisch von Bedeutung ist der Schulbau dabei auch wegen seiner wegweisenden Fortschrittlichkeit in Grundriss, Ausbau und Farbgestaltung und wird damit auch

heutigen Ansprüchen gerecht. Fischers Leistung liegt in der übergreifend harmonischen Bewältigung von städtebaulicher Einbindung, grundrisslicher Organisation und baukörperlicher Gestaltung. Der Schulbau wurde denn auch in seiner grundrisslichen und baukörperlichen Gestaltung Vorbild für weitere süddeutsche Schulbauten, so in Stuttgart für die Lerchenrainschule (1909) von Fischers Schüler und Lehrstuhlnachfolger Paul Bonatz, dem Begründer der aus der süddeutschen Reformbewegung hervorgegangenen so genannten Stuttgarter Schule. Schließlich wurde die Heusteigschule auf Grund ihrer Qualitäten 1991 in das Denkmaltbuch eingetragen.

Literatur und Quellen in Auswahl:

Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen 3 (1906), S. 187–190, 195–199, 244–247.

Stuttgart-Handbuch, Stuttgart 1985, S. 369f.

Kerstin Krebber: Die Heusteigschule von Theodor Fischer in Stuttgart 1904–1906, Stuttgart 1995.

Martin Wörner und Gilbert Lupfer: Stuttgart. Ein Architekturführer, Berlin (2) 1997, S. 79.

Dr. Judith Breuer

LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege

Mörikestraße 12

70 178 Stuttgart

Denkmalporträt



Flaggen wechseln! Architektonische Moderne im Nationalsozialismus

1 Strombergsschule
Oberderdingen,
Blick auf den Schulhof,
rechts die Turnhalle.

Was geschieht, wenn ein Architekt des Neuen Bauens 1936 mit dem Entwurf für ein öffentliches Gebäude beauftragt wird? Richard Döcker (1894–1968), der bekannte Stuttgarter Vertreter der klassischen Moderne, kam in diese Situation, als die Gemeinde Oberderdingen (Kr. Karlsruhe) ihm den Bau einer Volksschule mit Hauswirtschaftsschule übertrug.

Döcker entwarf einen winkelig angelegten Baukomplex, der in einem Hauptflügel die Schulräume enthielt und im Seitenflügel eine Turnhalle. Das Haupttreppenhaus sollte das Verbindungsstück zwischen diesen beiden Flügeln bilden. Im Geviert zwischen diesen beiden Baukörpern sah er einen Schulhof vor, an der Stirnseite des Hauptbaus einen Schulgarten. Die Unterrichtsräume waren entlang eines Seitenflurs angeordnet und nach Südosten, zum Hof hin, ausgerichtet, was für eine optimale Belichtung sorgte. Für die Turnhalle hatte die Gemeinde eine Zweitnutzung als Festhalle vorgesehen, weshalb Döcker hier auch eine Galerie und einen Bühneneinbau plante.

Ein Tribut an die Entstehungszeit der Schule war der große Luftschuttkeller unter dem Hauptbau.

Auch das kleine Treppenpodest mit Fahnenhalten, das an der Hofseite der Turnhalle angebaut wurde, war den politischen Umständen geschuldet. In Verbindung mit dem in Stein gemeißelten Hakenkreuz (heute zum Zifferblatt der Uhr umgearbeitet) war damit ein Rednerpodest für Ansprachen geschaffen. Wie viele andere Schulen auch wurde die Oberderdinger Volksschule nach Hans Schemm benannt, dem Vorsitzenden des Nationalsozialistischen Lehrerbundes Deutschlands.

Die Gestaltung des Schulhausbaus beruht auf der Materialwirkung von Putzoberflächen und gelbem Sandsteinmauerwerk, die im Äußeren und Inneren des Gebäudes großflächig gegeneinander gestellt wird. Das Sandsteinsichtmauerwerk des Turnhallentraktes kontrastiert mit den hellen Putzflächen des Hauptbaus ebenso wie die Sandsteinpartien der Treppenhalle mit den verputzten Fluren. Entsprechend wurden auch die Fensteröffnungen unterschiedlich ausgebildet: Einmal als Einschnitte in die Sandsteinquader der Turnhalle, einmal in Gruppen angeordnet und gerahmt, wie eine Applikation wirkend.

Ausgerechnet das damalige württembergische

Landesamt für Denkmalpflege übte umfassende Kritik an dem Entwurf. Andere offizielle Stellen lobten zwar die grundsätzliche Lösung der Bauaufgabe und die Einbindung der Schule in die Landschaft, stimmten aber mit ein in die Diskussion um die Dachform und die Fensterteilung. Damit waren charakteristische Unterschiede zwischen den widerstreitenden Architekturauffassungen Heimatstil und Neues Bauen angesprochen. Man forderte Döcker schließlich auf, die Dachneigung und die Dachüberstände zu vergrößern und die Fensterteilung zu ändern. Das Ergebnis waren denn auch eine andere Fensterteilung und ein steileres Dach, zumindest am Hauptbau.

Die Kritik der Denkmalpflege hängt damit zusammen, dass Heimatschutz, Denkmalpflege und Heimatstil in ihrer Entstehung und Zielsetzung eng verknüpft waren und gemeinsam eine konservative Architekturauffassung vertraten. Diese Bauweise, etwa der Stuttgarter Schule, geriet in-

folge der Indienstnahme durch die Nationalsozialisten in der Nachkriegszeit in Verruf.

Hätte Richard Döcker eine Schule nach seinen, durch das Neue Bauen geprägten Vorstellungen entworfen, wäre vermutlich ein Flachdachbau mit Fensterbändern entstanden, womöglich im Pavillonsystem. Entsprechende Schulhausentwürfe hatte er 1931 in der Zeitschrift *Bauwelt* veröffentlicht. Für die Oberderdinger Schule wählte er eine zwar aktuelle, aber für seine Auffassung vermutlich konventionelle Form.

Inzwischen steht das Gebäude als Altbau inmitten des Bildungszentrums Strombergsschule und ist wegen seiner Raumqualitäten immer noch beliebt.

Dr. Claudia Dutzi

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe*



2 Halle und Treppenhaus, Blick vom hofseitigen Eingang.

Denkmalporträt



„Das schönste Haus im Ort“ Dorfschule in Neubulach-Liebelsberg (Kreis Calw)

Die zweiklassige Dorfschule mit Lehrerwohnung liegt im Zentrum von Liebelsberg, Allmandweg 2, in unmittelbarer Nähe des alten Rathauses und der Kirche. Sie wurde 1937/38 nach Plänen des Architekten Werner Commichau vom Büro Professor Ernst Wagner in Stuttgart errichtet. Der verschindelte Winkelbau an der Ecke Allmand-/Hindenburgweg besteht aus dem eingeschossigen Schulbereich über hohem Sockelgeschoss und dem zweigeschossigen risalitartig vortretenden Wohnbereich. Er ist durch ein mächtiges Satteldach mit Walmabschluss an den abschließenden Giebelseiten gedeckt.

Der Wohnbereich setzt sich durch stehende Fensterformate mit Fensterläden und einen gesonderten Walmabschluss von dem lagernden Baukörper des Schulbereichs ab. Die im Winkel zueinander liegenden Klassenräume sind nach außen durch Fensterbänder ablesbar. Der lagernde Baukörper des Schulbereichs ist durch den breiten Schuleingang mit Segmentbogenabschluss, die vorgestellte zweiläufige gerade Podesttreppe aus Sandsteinmauerwerk und die Schuluhr auf der verschalteten Dachgaube in derselben Achse akzentuiert.

Im Gegensatz zu Schulbauten des 19. Jahrhunderts im ländlichen Bereich ist die Lehrerwohnung neben den Schulbereich gesetzt und nicht

darüber. Die unterschiedliche Funktion der Baukörper ist durch unterschiedliche Gestaltung und Proportionierung anschaulich gemacht. Der Bau ist durch eine spannungsreiche, kontrastreiche, asymmetrische Gestaltung gekennzeichnet, die Elemente der heimischen Bauweise wie z.B. Verschindelung, Fensterunterteilung und -läden integriert, jedoch in einer zeittypischen Weise einsetzt und abwandelt. Bemerkenswert ist das farblich ansprechende äußere Erscheinungsbild der Schule. Über einem naturfarbenen Sockel sind die Hauptgeschosse ortsüblich braun verschin-

1 Neubulach-Liebelsberg, Gesamtansicht des Schulgebäudes.

2 Werkraum.

3 Treppe zur Lehrerwohnung.





delt, die Fensterläden und die Balken des Dachüberstands rot und die unterteilenden Holzständer der Fensterbänder grün abgesetzt. Das Bild „Das schönste Haus im Dorf“, wie es die Partei propagierte, wird durch den mit Staketenzaun und Hecke umgrenzten Garten im Bereich der Lehrerwohnung unterstrichen.

Entsprechend den Richtlinien des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung wurden zur körperlichen Ertüchtigung und

zur handwerklichen Erziehung im Untergeschoss ein Werk-, ein Gymnastik-, ein Dusch-, Bade- und ein Ankleideraum und die von außen zugänglichen Toiletten untergebracht. Der kleine Gymnastikraum mit zwei Holzstützen und einer auch als Stauraum dienenden Holzbank entlang der Fenster sollte lediglich bei schlechtem Wetter genutzt werden. Der vorgelagerte Schulhof war neben den Fahnenappellen und den Versammlungen hierfür vorgesehen. Im Inneren sind viele Baudetails, wie z.B. Treppen, Böden, Türen und Einbauschränke erhalten, heute allerdings teilweise durch moderne Materialien überdeckt. Es sind durchaus auch moderne Baustoffe und moderne Bodenbeläge im Untergeschoss, Terrazzoplatten im Eingangsbereich usw. eingesetzt worden.

Bei der Schule in Liebelsberg sind Vorstellungen der so genannten Stuttgarter Schule, wie sie vor allem Professor Paul Schmitthenner vertrat, verwirklicht. Diese Architekturrichtung war eine Reaktion auf den Historismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Zuwendung zur schlichten Baugestaltung unter Einbeziehung von Gestaltungselementen der regionalen Bautradition. Hierbei wurde auf eine besonders sorgfältige handwerkliche Gestaltung Wert gelegt. In Liebelsberg ist ein kontrastreich gegliederter Bau verwirklicht, der die Funktion Schule und Wohnen nach außen hin anschaulich macht.

Dr. Mechtild Ohnmacht

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76 185 Karlsruhe*

Denkmalporträt



Pour les enfants de la patrie Französische Grundschule in Baden-Baden

Die Grundschule für das französische Stadtviertel „Cité“ in Baden-Baden (Vogesenstraße 6) entstand 1952/53 nach Plänen des Frankfurter Architekten Prof. Johannes Krahn (1908–1974). Der Baumeister war federführend am Wiederaufbau der Paulskirche sowie auch des Städelschen Instituts in Frankfurt beteiligt und trat in der Folgezeit durch viele qualitätvolle Schul-, Geschäfts- und Kirchenbauten hervor. Mit dem „Bienenkorb“ schuf er eines der ersten Hochhäuser Frankfurts.

In leichter Hanglage wurde in Baden-Baden eine Schule mit 21 Klassenzimmern errichtet, deren Eingang an der tiefsten Stelle des Grundstücks liegt. Über eine Treppe betritt man die großzügige Pausenhalle und steigt weiter zum lichtdurchfluteten Haupttreppenhaus hinauf. Seine über alle Stockwerke reichenden Fensterflächen wurden durch eine leicht wirkende Konstruktion aus innen durchlaufenden Stützen möglich. Im Klassenflügel prägt neben massiv gemauerten Wänden eine Stahlbetonkonstruktion die räumliche Gliederung, zusätzliche Stahlrohrstützen in den Räumen schaffen zudem große Fensterflächen ohne Sturz.

Der Schulbau wurde mit einer heiteren Farbgebung versehen. Die Anbauten des Klassenflügels

erhielten weißen Kellenputz, die nach Nordwesten gerichtete äußere Fläche des Treppenhauses einen leuchtend gelben Spritzputz. Die Stahlrohrstützen strich man blassgrün (heute verändert), die Brüstungsfelder der Flure sind durch einen leicht karminroten Spritzputz hervorgehoben. Die schalrau belassenen Betonwände wurden im Treppenhaus mit Betonfarbe lasiert, damit, so der Architekt, „die Transparenz des Materials“ erhalten bleibe.

1 Baden-Baden,
französische Grundschule.
Außenansicht.

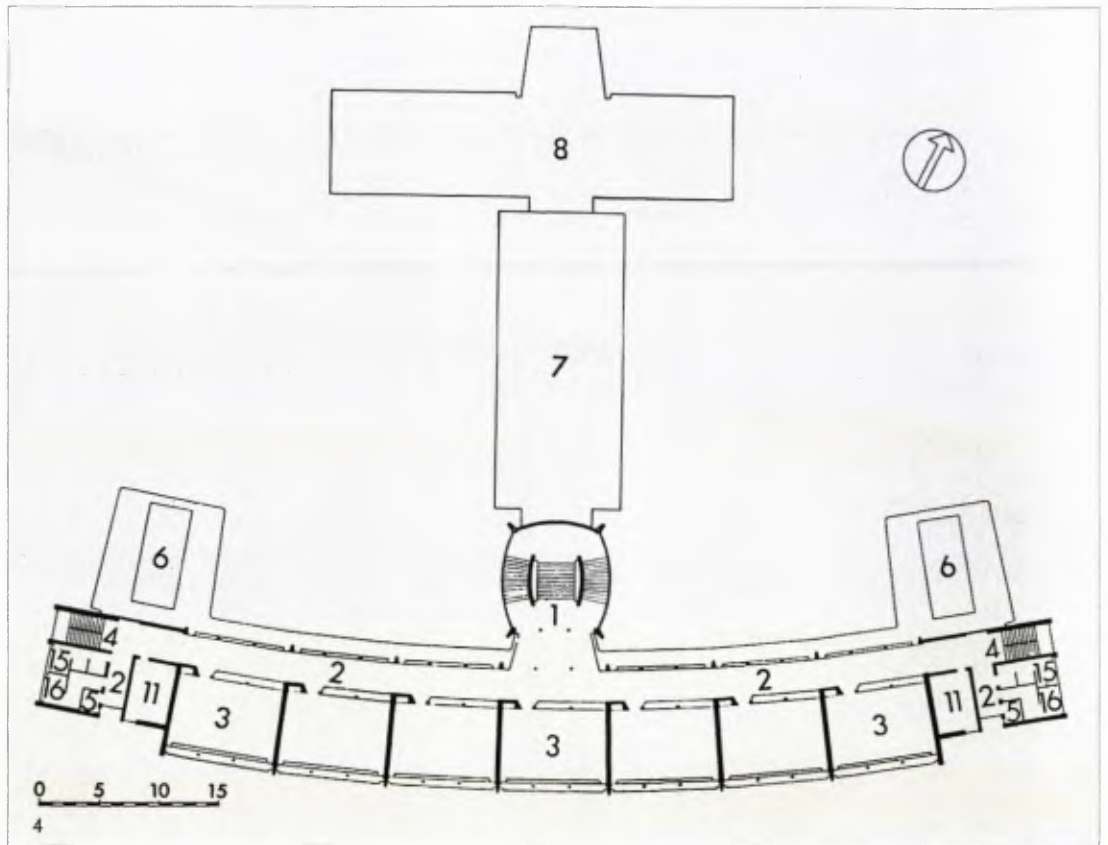
2 Haupteingang.



3 Grundriss der französischen Grundschule in Baden-Baden:

1 Haupttreppenhaus;
2 Flur; 3 Klassenzimmer;
4 Nebentreppenhaus;
5 WC für Lehrer; 6 WC
im Erdgeschoss; 7 Pausenhalle;
8 Eingangshalle, Hausmeisterwohnung, Lehrerzimmer; 9 Keller; 10 Heizkeller; 11 Lehrmittelzimmer; 13 Begehbarer Heizkanal; 14 Überdeckter Pausengang; 15/16 WC für Mädchen und Knaben; 23 Vordach Haupteingang.

4 Haupttreppenhaus.



Die heute ungenutzte Schule hat sich fast vollständig in ihrem Originalzustand von 1954 erhalten. Auf die Betrachter der damaligen Zeit hat das Gebäude einen außerordentlich neuartigen Eindruck gemacht. Gegenüber den schweren Mauerwerksbauten mit hohen Ziegeldächern, die das Bauwesen während des Nationalsozialismus und bis weit in die 1950er Jahre prägten, überzeugt Krahns Schulbau durch seine leicht schwingenden, transparenten Formen und seine vom Industriebau inspirierte Konstruktionsweise mit einer membranhaften Wandbildung. Deutlich sind die

unterschiedlichen Funktionen – Schulräume, Treppenhaus, Pausenhalle – auf gestalterisch klar voneinander geschiedene Raumelemente verteilt. Krahn bezieht sich auf die Ideen des Neuen Bauens und des Bauhauses, die Mitte der 50er Jahre vornehmlich aus den USA als Inbegriff für demokratisches Bauen nach Deutschland reimportiert wurden. Der Architekt entwickelt die kubisch-rechtwinkligen Formen der 20er Jahre in zeittypischer Weise weiter, was sich vor allem am elegant geschwungenen Grundriss des Hauptflügels mit seiner modular aufgefassten Fassadenbildung zeigt. Die innovativen Formen wurden dabei um ungewöhnliche statische Lösungen erweitert, wodurch das Bauwerk insgesamt weit aus der oftmals biedereren Architektur der frühen Nachkriegszeit herausragt und damit für einen Neuanfang steht. In Baden-Baden erinnert das Gebäude an die erst jüngst abgeschlossene Epoche französischer Militärpräsenz. Die Grundschule wurde 1995 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmaltbuch eingetragen.



Dr. Clemens Kieser

LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Denkmalporträt



Die gläserne Schule Neuwiesenschule in Ravensburg

Die großzügige Pavillonschule von 1952/1957 am Südrand der Ravensburger Innenstadt (Weinbergstraße 40, 40/1–40/5) verdankt ihre Entstehung einem Wettbewerb. Im Auslobungstext war ausdrücklich verlangt worden, die Anlage solle „entsprechend der neuzeitlichen Auffassung vom Wesen des Schulbetriebs nicht in der früher üblichen, zu einem grossen Block zusammengefassten kasernenartigen Schulform geplant werden.“

Die eher konservativ zusammengesetzte Jury unter Vorsitz von Paul Schmitthenner vergab zwar keinen ersten Preis; der erste von zwei zweiten Preisen ging jedoch an den Verfasser des vergleichsweise fortschrittlichsten Entwurfs. Das war der damalige Architekturstudent Hans Riempp, der zur Realisierung seines Projekts als freier Mitarbeiter in das Büro des bekannten Stuttgarter Architekten und Hochschullehrers Rolf Gutbrod eintrat. Nach der Eröffnung des ersten Bauabschnitts im November 1952 war die neue Schule bis weit in den Sommer 1953 hinein Gegenstand einer lebhaft in allen überregionalen Zeitungen der Bundesrepublik geführten Diskussion über die neuzeitliche Schularchitektur. Die Neuwiesenschule markiert nicht den Beginn des nach damals modernen pädagogischen Vorstellungen

ausgerichteten Schulbaus der Nachkriegszeit, der sich an Entwicklungen in der Schweiz, den USA und Skandinavien orientierte, sie war jedoch die beispielhafte Anlage, an der man erstmals einer breiteren Öffentlichkeit die Ideen und Möglichkeiten der neuen Richtung deutlich vor Augen führte.

Dabei folgte die Grunddisposition ganz dem zur Zeit des Wettbewerbs schon fast fünfzig Jahre alten Ideal der Pavillonschule, nämlich eine Vertei-





lung der verschiedenen für den Lehrbetrieb notwendigen Funktionen auf einzeln stehende Bauten, mit optimalen Licht- und Luftverhältnissen und der Möglichkeit zum Unterricht im Freien. Derartige Schulbauideen waren in Deutschland bis zum Ende der Weimarer Republik nur ansatzweise verwirklicht worden. Erst während des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg wandte man sich wieder den alten Forderungen zu und berücksichtigte dabei die Erfahrungen, die andere Länder inzwischen mit dem Pavillonsystem gemacht hatten. Wichtigstes Kennzeichen der Neuwiesenschule wurde das großzügige Verhältnis der gestalteten Grünflächen zur gesamten Anlage, was heute allerdings wegen der vielen, inzwischen ausgewachsenen Baum- und Strauchgruppen den Überblick über die Schulhäuser er-



schwert. Entgegen der Idealvorstellung vom ebenerdigen Klassenraum sind die Einzelbauten hier, schon aus ökonomischen Gründen, zweigeschossig und weisen darüber hinaus zum Teil offene Pausenhallen in einem Sockelgeschoss auf, doch der Bezug zu Luft und Licht ist durch mehrere ineinandergreifende Maßnahmen auf glänzende Weise gewährleistet. So sind etwa alle Zimmer nach Süden gerichtet; die in den Erdgeschossen untergebrachten Klassen haben jeweils einen direkten Zugang zu den Schulgartenparzellen. Die Obergeschossräume werden im Ausgleich zweiseitig beleuchtet, da ein niedriges Fensterband über dem Korridordach zusätzlichen Lichteinfall ermöglicht. Für diese Klassenzimmer fungiert die Dachtraufe im Süden als Schattenspender, die Erdgeschossräume werden durch die ungewöhnliche Vorkragung des Obergeschosses ausreichend abgeschirmt.

Bei der künstlerischen Gestaltung der Neuwiesenschule bildet das abwechslungsreiche Spiel mit filigranen Bauelementen und oft höchst unterschiedlichen Materialien über dem zugrundeliegenden, vergleichsweise strengen Raster des Stahlbetonskeletts den Hauptreiz der Anlage, wobei als besonders zeittypische Komponenten ein heller, optimistischer Grundton und das Prinzip der Transparenz zu nennen sind. So erreichten die Architekten etwa mit Hilfe unterschiedlich geformter Ziegel- und Kalksteinverbände eine lebendige Oberflächengestaltung, dazu kommen die zahlreichen zierlichen Stützen und Rankgerüste sowie die großzügige Anwendung von Glas und lebhaften Farben. Dementsprechend war zur Zeit der Fertigstellung das Wort vom „gläsernen Schulhaus“ in aller Munde.

Die Neuwiesenschule wurde Ende der 1990er-Jahre behutsam restauriert, wobei die ursprüngliche Farbigkeit weitgehend wiederhergestellt werden konnte.

Dr. Michael Ruhland
LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Denkmalporträt



Hirtenschulen im Hochschwarzwald Münstertal (Kreis Breisgau-Schwarzwald)

In den entlegenen Gegenden des Südschwarzwaldes, meist in Gebieten mit Streusiedlungen, wurde seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Schulunterricht vorwiegend in Bauernhäusern gehalten. In so genannten Hirtenschulen unterrichtete man die ortsansässigen Kinder zusammen mit den für die Weidesaison angestellten Hirtenbuben. Hirtenschulen finden sich beispielsweise in Feldberg-Bärental oder Buchenbach.

In Münstertal auf dem „Stohren“, einer Hochfläche unterhalb des Schauinslands, begann 1865 der Unterricht in einem eigens dafür errichteten Gebäude. Die Kinder, die während der Saison aus dem Tal, den Nachbargemeinden oder sogar aus nahe gelegenen Städten bei Bauernfamilien unterkamen, waren willkommene Arbeitskräfte. Die Hauptarbeit der Buben war das Hüten von Kühen, Rindern und Kälbern auf der Tagweide. Der Unterricht begann morgens um 6 Uhr und dauerte drei bis vier Stunden. Danach mussten die Hirtenkinder auf die Weide, um das Vieh zu beaufsichtigen. Wie sehr die Unterrichtszeiten vom Wetter abhingen, zeigt sich auch daran, dass bis in die Mitte der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts die Ferientermine vom Ortsschulrat jährlich neu festgesetzt wurden. Trotz dieser Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der Bergbauern findet man in den damaligen Zeitungen vermehrt Anzeigen, in denen „der Schule entlassene“,

d. h. vom Landwirt uneingeschränkt einsetzbare Knaben gesucht werden.

Das Gebäude der alten Hirtenschule auf dem „Stohren“ ist eingeschossig mit Halbwalmdach und steht talseitig auf einem Kellersockel. Im Innern befand sich ein Schulsaal und die Lehrerwohnung. Unweit dieses alten Schulgebäudes, auf einem Sporn des „Kappellebuck“, errichtete die Gemeinde Münstertal nach Plänen des Architekten Schweizer aus Badenweiler in den Jahren 1953/54 ein neues Schulhaus in den Formen des Heimatstils (vgl. Abb.). Der kubische Baukörper mit ausgreifendem Walmdach reflektiert charakteristische Details des im Münstertal vorherrschenden Typus des Einhauses. Das zweigeschossige Gebäude beherbergt einen Schulsaal und unter dem Dach eine Lehrerwohnung. An der Fassade unterhalb des Treppenaufgangs steht ein Denkmal in Form einer Grabstele, das im 19. Jahrhundert für einen langjährigen Lehrer und dessen Ehefrau aufgestellt wurde. Heute gilt die Schule auf dem „Stohren“ als „kleinste Schule“ Baden-Württembergs.

Dr. Wolfgang Kaiser

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/Breisgau

Denkmalporträt



Strenges Formenspiel Die Walter-Erbe-Realschule in Tübingen- Derendingen

Ein besonders qualitätvolles Beispiel für die Schularchitektur der 1960er Jahre ist die Realschule in Tübingen-Derendingen, Primus-Truber-Straße 33. Der Entwurf ging aus einem Wettbewerb von 1964 für die weitere Gestaltung des Schulzentrums am Steinlachufer hervor, den der Leonberger Architekt Roland Ostertag unter 33 Einsendungen gewann. Sein Projekt wurde bis 1968 mit geringen Einschränkungen verwirklicht.

Es ist ein strenger Gruppenbau aus geschichteten und gestaffelten, zum Teil nach außen geöffneten, scharfkantigen Kuben und Quadern in hellem Sichtbeton und mit weit gehend horizontaler Gliederung; an wenigen Stellen wirkungsvoll durch Diagonalen und gestaffelte senkrechte Fenster belebt, vor allem im Dachbereich des Haupttraktes, aber auch an Treppenhäusern und Vorbereitungsräumen. Dadurch erhält der Baukörper eine reizvolle Mehransichtigkeit, die letztlich vollständig aus der unterschiedlichen Zweckbestimmung der einzelnen Räume entwickelt ist. So wird der Haupttrakt geprägt durch die genormten Klassenzimmer, die, teils hintereinandergereiht, teils gegeneinander versetzt, an den Langseiten beiderseits des Flurs angeordnet sind. Dabei ist die Hauptmasse im höher gelegenen Südteil versammelt und trägt mit ihren Fensterbändern entscheidend zur Horizontalgliederung

bei. Ihrer Funktion entsprechend haben dagegen etwa die Fenster des Lehrer- und des Rektorzimmers kleinere, „wohnlichere“ Abmessungen. Nicht nur die Fensterstaffelung, sondern die ganze äußere Form ergibt sich bei den Sonderräumen für Biologie und Chemie aus ihrer vom Anschauungsunterricht und den dazu erforderlichen ansteigenden Stuhlreihen geprägten inneren Aufteilung. Es handelt sich nämlich um rechtwinklig zur Hauptrichtung dieses Gebäudetraktes aufgesetzte Baukörper, deren Boden- und Dachfläche auch im Außenbau diagonal ansteigt, was noch zusätzlich motiviert wird durch die unterschiedliche Höhe der beiden Langseiten, die sie verbinden.

Von hohem Reiz ist der Zusammenklang der verschiedenen Materialien: die massige Schwere des gerade in den 1960er Jahren bevorzugten Baumaterials Beton kontrastiert mit den unterschiedlich großen Glasflächen; das Skelettbau-system ermöglicht den besonders überraschend wirkenden Wegfall ganzer Wände, wie im westlichen Eingangsbereich, oder den Einsatz von Glas, etwa beim Musiksaal am nördlichen Haupteingang. Der „kalte“ Beton wird im Inneren kombiniert mit „warm“ wirkendem dunklem Holz an den Fensterrahmen und ebenfalls „warmem“ Klinkerbelag. Hier treten überhaupt die stärksten Kontra-



ste auf, so zum Beispiel auch durch die Lichtregie für das hallenartige Treppenhaus in der Gebäudemitte.

Mit dem komplexen Hauptbau der Schule ist ein lang gestreckter eingeschossiger Pavillon verbunden, in dem weitere Sonderräume untergebracht sind. Seine optische Einbindung wird dadurch erreicht, dass die Höhe des abschließenden Wandstücks zwischen Fenster und Flachdach genau der Höhe jener vorkragenden Terrassenscheibe entspricht, die am Hauptbau Erdgeschoss und erstes Obergeschoss voneinander trennt.

Im Gegensatz zu den Geschossbauten mit Satteldach, die bis in die Nachkriegszeit den Schulhausbau in Deutschland beherrschten, im Gegensatz aber auch zu den reinen Pavillonbauten der 1950er und frühen 1960er Jahre, handelt es sich bei der Walter-Erbe-Realschule um einen komple-

xen, von innen nach außen entwickelten Gruppenbau, der trotz der konsequenten Strenge seiner Grundrisseinteilung und des herben Baumaterials Beton im durchgearbeiteten Außenbau jede Monotonie vermeidet und als künstlerisch gelungenes Beispiel für den Schulhausbau der 1960er Jahre gelten kann. Letztlich ist es der souveräne Umgang mit „Spannungen“ (Körper – Fläche; Massierung – Auflösung; Beton – Glas; funktionelle Klarheit – differenzierte „verwirrende“ Wegführung), der die hohe Qualität des Entwurfs ausmacht.

Dr. Michael Ruhland

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Alexanderstraße 48

72072 Tübingen

Ausstellungen / Tagung

Stadt-Findung Geschichte-Archäologie-Bauforschung in Esslingen

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes
und der Stadt Esslingen
15. September 2001 bis 4. November 2001
Altes Rathaus
Rathausplatz 1, 73728 Esslingen
Tel. 0711 / 3512-3240
Dienstag-Sonntag: 11-18 Uhr

Bei allen größeren und kleineren Bauvorhaben in der Altstadt von Esslingen stößt man auf archäologische Befunde; Haussanierungen und Renovierungen bringen neue Informationen zum Baubestand ans Licht. Die Esslinger Altstadt bildet deshalb seit langem einen Schwerpunkt der Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes.

Schriftliche Quellen, archäologische Funde und Befunde sowie der historische Baubestand sind die Grundlage unseres Wissens über die Geschichte der Stadt Esslingen. Die Ausstellung führt diese Überlieferungsstränge zusammen und versucht, eine differenzierte Vorstellung vom mittelalterlichen Esslingen zu entwerfen.

Ausgehend von den historischen Quellen und den archäologischen Befunden unter der heutigen Stadtkirche St. Dionysius wird nach der vor- und frühstädtischen Zeit gefragt und ein Siedlungsbild des frühen Mittelalters anhand archäologischer und archivalischer Quellen skizziert. Ein Schwerpunkt liegt im späten 12. Jh., einer Zeit des Wandels, als mit der Stadtwerdung von Esslingen eine verstärkte Siedlungstätigkeit zu beobachten ist.

An neun Stadt-Punkten in Esslingen finden Sie Informationstafeln zu verschiedenen Themen der Stadtwerdung.

Zur Ausstellung erscheint ein Begleitbuch.

„Steh fest mein Haus im Weltgebrauch“ Denkmalpflege – Konzeption und Umsetzung

Ausstellung anlässlich des 25. Jahrestags des Beginns der Altstadtsanierung in Bad Wimpfen
19. Oktober 2001 bis 18. November 2001
Reichsstädtisches Museum im Alten Spital
Hauptstraße 45, 74206 Bad Wimpfen
Dienstag-Sonntag: 10-12, 14-17 Uhr

Die Ausstellung gibt in einem ersten Teil einen Überblick über Methoden und Konzepte der ba-

den-württembergischen Denkmalpflege. Daran schließen sich an die exemplarische Darstellung verschiedener in den letzten Jahren in der Altstadt von Wimpfen durchgeführter Restaurierungen und allgemein ein Überblick zur Altstadtsanierung.

Am 20. und 21. Oktober Stadtrundgänge sowie Besichtigung einzelner Sanierungsobjekte.

Kelten – Römer – Germanen im Kraichgau Archäologische Funde aus dem Kraichgau

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes
anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg
6. September 2001 bis 9. Dezember 2001
Wasserschloss Bad Rappenau
74906 Bad Rappenau
Samstag und Sonntag: 14-17 Uhr
Nach Vereinbarung: Tel. 07264 / 922161

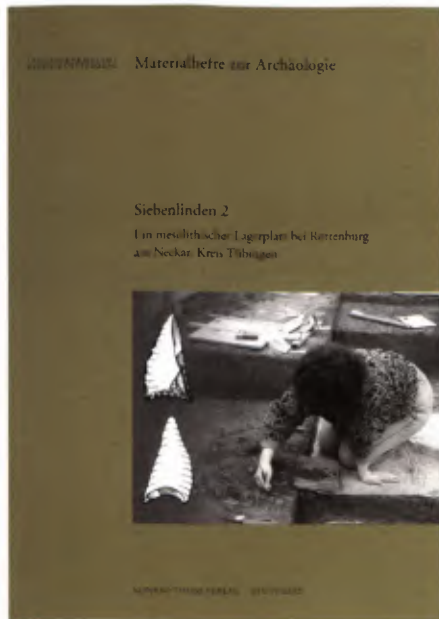
Kulturlandschaft Bodensee II Was haben wir aus dem See gemacht? 2. Internationale Tagung

Eine Veranstaltung des Landesdenkmalamtes und des Arbeitskreises Denkmalpflege am Bodensee
12. Oktober 2001 / Untersee

Abbildungsnachweis

Architekturbüro Neuscheler, Tübingen: 147 unten;
Architekturbüro Reinhardt und Zohner, Überlingen: 110;
V. Eidloth, Stuttgart: 115, 116, 117 oben,
119 oben, 120 unten, 122-125;
Foto-Design W. Otlinghaus, Bodman-Ludwigshafen:
Titelbild, 112, 113, 114 unten;
Foto-Studio Lauterwasser, Überlingen: 108 oben;
M. Pütz, Überlingen: 107;
St. Uhl, Warthausen: 108 Abb. 3 u. 4; 139, 141-144;
Hohenlohe Zentralarchiv, Neuenstein: 118 unten,
120 oben, 121;
Copyright Landesvermessungsamt Baden-Württemberg,
Grundlage: Reliefkarte 1:600 000 Baden-
Württemberg (<http://www.lv-bw.de>), 21. 8. 2001, Az.:
2861.3-A/215;
Stadtverwaltung Kirchberg an der Jagst: 117 unten;
LDA, Freiburg, Jean Jeras: 145, 146, 161;
LDA, Karlsruhe: 132-135, 153-158;
LDA, Konstanz, Osteologie: 136-138;
LDA, Stuttgart: 116, 117 unten, 119 unten, 127 unten,
128 unten, 130, 140, 147;
LDA, Stuttgart, O. Braasch: S. 118 L 6724/001A, 18.11.
1995; S. 126 L 6524/011, 12. 8. 1995;
LDA, Stuttgart, B. Steiner: 127 oben, 128 oben, 129, 151, 152;
LDA, Tübingen: 148, 149, 159, 160, 162, 163;
LDA, Tübingen, J. Feist: 109, 111, 114 oben.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



Siebenlinden 2 Ein mesolithischer Lagerplatz bei Rottenburg am Neckar, Kreis Tübingen

Von Petra Kieselbach, Claus-Joachim Kind, Ann M. Miller, Daniel Richter.

Beiträge von Manfred Rösch und Arnd Goppelsröder. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 51.

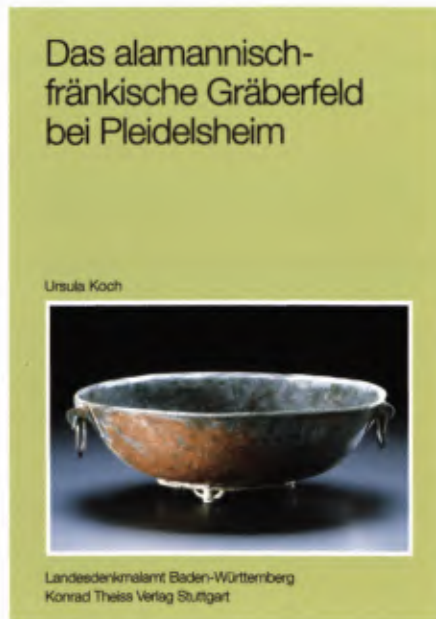
235 Seiten Text mit 124 Abbildungen und 95 Tabellen. Preis: 78,- DM
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2000.
ISBN: 3-8062-1432-8.

Das Neckartal bei Rottenburg (Kr. Tübingen) gehört zu den archäologisch am intensivsten erforschten Landschaften in Baden-Württemberg. Auf wenigen Quadratkilometern konnten in den letzten drei Jahrzehnten mehrere Dutzend archäologischer Fundstellen im Vorfeld von Baumaßnahmen lokalisiert und ausgegraben werden. Darunter fallen Siedlungen und Gräberfelder des Alt- und Mittelneolithikums, der ältesten Bronzezeit, der Urnenfelderzeit sowie der Hallstatt- und Latènezeit. Entdeckt wurden ferner Reste des römischen Rottenburg, von Sumelocenna, sowie der mittelalterlichen Wüstung Sülichen.

Seit 1990 rückte dieser Teil des Neckartales bei Rottenburg auch bei der Erforschung der Mittelsteinzeit in den Blickpunkt der Landesarchäologie. Unerwartet konnte im Industriegebiet „Siebenlinden“ eine von drei Freilandstationen des Früh- und Spätmesolithikums ausgegraben werden. Sie gehört wegen der guten Erhaltungsbedingungen für Knochen und verkohlte Pflanzenreste zu den im südlichen Mitteleuropa so seltenen Freilandstationen dieser Epoche, die Rückschlüsse auf Umwelt und die Ökonomie der mittelsteinzeitlichen Wildbeute zulassen. Die Grabungen erbrachten zudem zahlreiche Feuerstellen und Gruben der Siedlung, die Einblicke in den Aufbau mesolithischer Lagerplätze ergeben und so die Rekonstruktion der kulturellen und ökologischen Bedingungen im frühen Holozän ermöglichen.

Grundlage für diese Ergebnisse bildet die ausführliche Erörterung in der vorliegenden Publikation der Grabungsmethoden und der Befunde sowie der Funde aus der Freilandstation – u.a. werden Steingeröle, Pflanzen- und Faunareste sowie Silexartefakte und deren räumliche Verteilung analysiert und besprochen.

Aufgrund dieser ausgezeichneten Bedingungen und der umfassenden Analyse gehört die Freilandstation „Siebenlinden 2“ sicher zu den am umfassendsten dokumentierten und untersuchten Stationen des Mesolithikums in Europa.



Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim

Von Ursula Koch

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 60.
647 Seiten Text mit 314 Abbildungen, 13 Tabellen, 120 Tafeln, 8 Farbtafeln von Perlen.
Preis: 180,- DM.

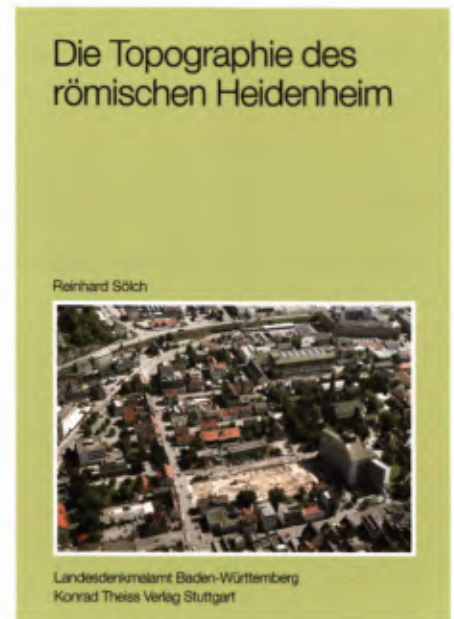
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001.
ISBN: 3-8062-1520-0.

Im Kreis Ludwigsburg, im Mittleren Neckargebiet, bezeugen über 130 Fundstellen der Merowingerzeit eine der dichtesten frühmittelalterlichen Besiedlungsstrukturen des Landes. Fast von jeder der heutigen Gemarkungen sind mindestens zwei Friedhöfe dieser Epoche bekannt geworden. Die Zahl der gut beobachteten und dokumentierten Grabfunde aus diesem Raum ist allerdings erschreckend gering. Zahlreiche Gräberfelder fielen bereits seit dem 19. Jh. dem Bahnbau sowie dem Kies- und Lehmabbau zum Opfer. Beim wirtschaftlichen Aufschwung dieser Zone wurden zahlreiche, einst am Rande der Ortschaften gelegene merowingerzeitliche Friedhöfe fast ohne Beobachtungen zerstört. Bis in die 1950er Jahre gab es im Landkreis Ludwigsburg nur zwei kleinere Grabungen in frühmittelalterlichen Fundplätzen!

Den archäologischen Untersuchungen im Gräberfeld von Pleidelsheim kommt deshalb besondere Bedeutung zu: Hier wurde 1969 eine erste Grabungskampagne durchgeführt, welche 145 Gräber erbrachte, daran schloss sich 1990 eine weitere Rettungsgrabung an. Insgesamt sind von dieser Stelle 270 Bestattungen bekannt geworden. Damit ist Pleidelsheim der größte ausgegrabene und gut dokumentierte frühmittelalterliche Friedhof im Mittleren Neckarraum.

Nach den tief schürfenden, breiten und ausführlichen, reich dokumentierten Untersuchungen der Autorin zur Typologie der Grabbeigaben, zur Chronologie und den Bestattungssitten ist das Pleidelsheimer Gräberfeld eines der (bis jetzt) seltenen Gräberfelder, die sowohl unter alamannischer als auch unter fränkischer Herrschaft benutzt wurden. Seine Belegungszeit reicht von der Mitte des 5. bis ins 7. Jh. Grabfunde und Bestattungssitten spiegeln die verschiedenen politischen Strömungen in alamannischer und fränkischer Zeit wider. Grabfunde von „Fremden“ – von Elbgermanen, von mit den Hunnen Verbündeten – deuten auf turbulente Geschehnisse der Völkerwanderungszeit.

Die vorliegende Publikation des Pleidelsheimer Gräberfeldes mit ihrer exemplarischen und methodisch weiterführenden Behandlung der Befunde und Funde bildet einen Markstein in der Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte des nördlichen Landesteiles.



Die Topographie des römischen Heidenheim

Von Reinhard Sölch

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 76.

164 Seiten mit 30 Abbildungen, 104 Tafeln, 7 Beilagen. Preis: 128,-DM.

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001.
ISBN 3-8062-1566-9.

Nach der Veröffentlichung (von 1999) zum römischen Rottenburg (Sumelocenna) kann mit der vorliegenden Publikation eine weitere monografische Bearbeitung einer römischen Siedlung im Gebiet von Baden-Württemberg vorgelegt werden. Diese römische Siedlung unter dem heutigen Heidenheim lag im Brenztal, dem bequemsten Albübergang, an der Einmündung mehrerer Seitentäler. Ausgangspunkt war ein Ende des 1. nachchristlichen Jhs. hier angelegtes Reiterkastell, um das schnell eine halb-militärisch-zivile Siedlung entstand, die auch nach der Verlegung der Truppe ins nahe Aalen (nach der Mitte des 2. Jhs) weiterbestand – bis zum Fall der römischen Herrschaft im 3. Jh.

Fundbergungen und sonstige Beobachtungen sind aus Heidenheim seit dem 17. Jh. bekannt, zahlreiche Hinweise auf römische Funde und Fundstellen verdanken wir aber den Aktivitäten lokaler Archäologiefreunde. In den 1890er Jahren konnte durch die Reichs-Limes-Kommission die Lage und Orientierung des Heidenheimer Reiterkastells untersucht und festgelegt werden.

Größere Ausgrabungen fanden dann im Reiterkastell erst wieder in den 1960er Jahren statt. Neues Licht auf Bedeutung und Struktur der römischen Siedlung warfen dann die jüngsten großflächigen Grabungen seit 1980 in einem zunächst als Badeanlage gedeuteten, städtischen und monumentalen Großbau. Seitdem bildet Heidenheim einen der Schwerpunkte römischer Landesforschung in Baden-Württemberg.

In der vorliegenden Gesamtbearbeitung werden alle bis Anfang der 1990er Jahre bekannten römischen Fundstellen aufgeführt und – soweit möglich – dokumentiert. Bekannt sind vom römischen Heidenheim 135 Fundstellen: aus dem Kastell, dem umliegenden Lagerdorf und den Gräberfeldern.

Die nach 1980 ergrabenen großzügigen römischen Gebäude sind zwar hier in der topografischen Gesamtkarte des römischen Heidenheim eingetragen, werden aber nicht ausführlich besprochen, da unsere Kenntnisse durch die laufenden Grabungen der letzten Jahre ständig erweitert werden. Für den nach 1980 entdeckten und ausgegrabenen Bau, der zunächst als Badeanlage, später als monumentaler Großbau für Verwaltungszwecke angesprochen wurde, kommt der Autor auf die ursprünglich vorgebrachte Deutung als militärische, von der Heidenheimer Reitertruppe errichtete großzügige Badeanlage zurück.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513
www.landесdenkmalamt-bw.de

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung

Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07 735) 30 01
Telefax (07 735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Sternwaldstraße 16
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-66

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege Archäologische Denkmalpflege Inventarisierung

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon (07 0 71) 9 13-0
Telefax (07 0 71) 9 13-201